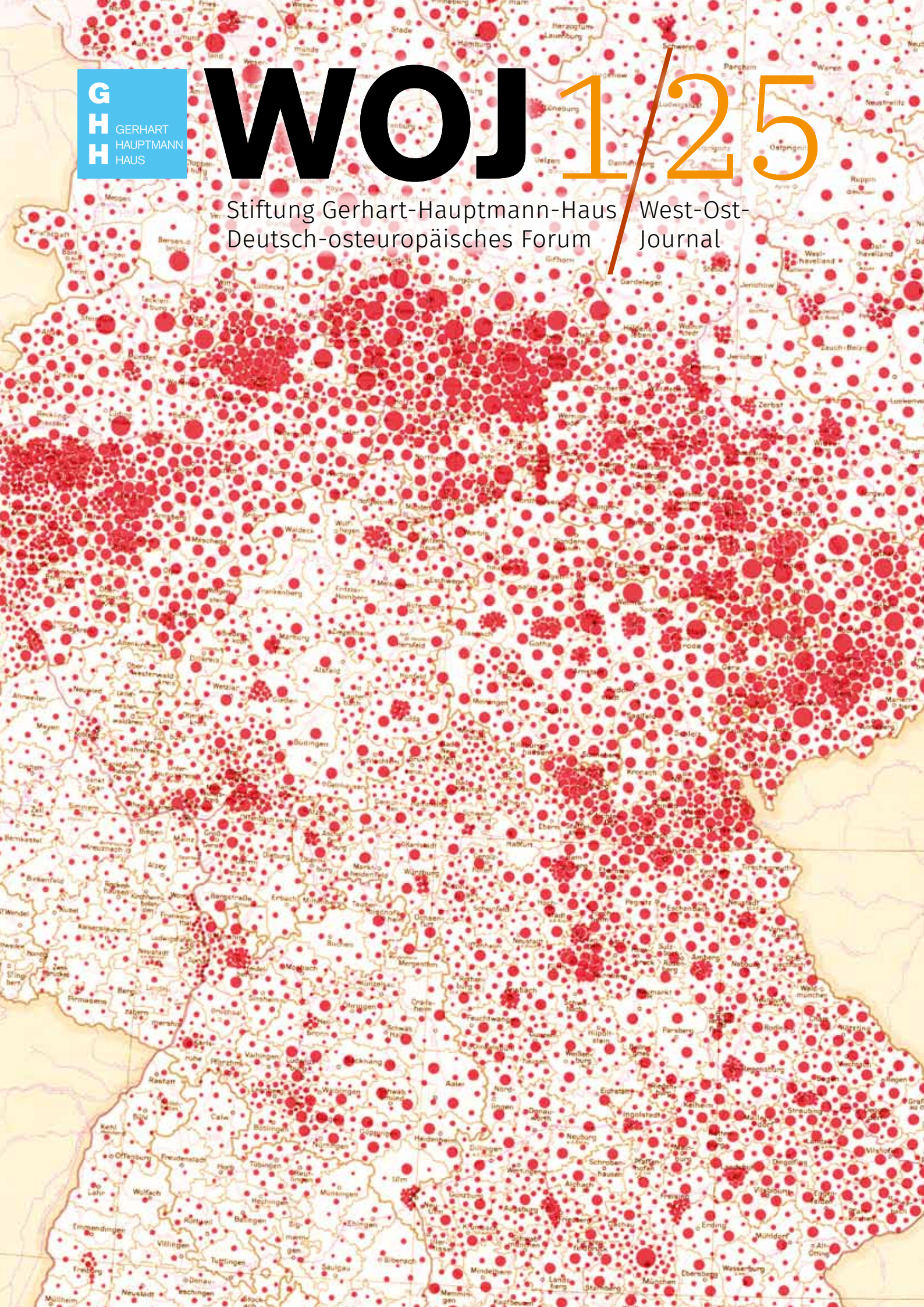




WOJ 1/25

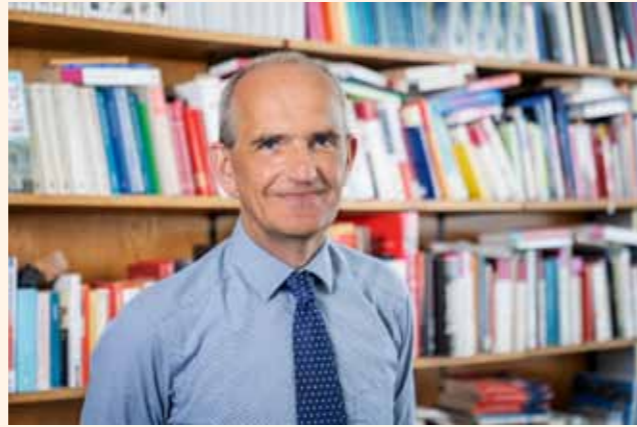
Stiftung Gerhart-Hauptmann-Haus / West-Ost-
Deutsch-osteupäisches Forum / Journal



Liebe Freunde des Gerhart-Hauptmann-Hauses, liebe Leserinnen und Leser,

Das besondere Gedenkjahr 2025 ist schon wieder mehr als zur Hälfte verfliegen. Einige konkrete Erinnerungsdaten an das Ende des Zweiten Weltkrieges in Europa vor 80 Jahren und vieles was damit einherging, sind schon verstrichen. Immerhin haben wir es geschafft, einige Möglichkeiten zum Innehalten zu schaffen, Erinnerungsanstöße zu geben, so ist jedenfalls zu hoffen. Dies etwa mit unserer Reihe »Ungleiche Worte« und mit dem Seminar, das den christlichen Widerstand gegen das NS-Regime Gegenstand hatte. Darin wurden die 80. Todestage von Dietrich Bonhoeffer (1906–1945) und Theodor Haecker (1879–1945) gewürdigt, andere wurden auch genannt, noch mehr mutige Menschen hätten eine Erwähnung verdient. Wir können indes immer nur exemplarisch vorgehen, dies auch in der Hoffnung, dass unsere Auswahl dazu einlädt, das persönliche Blickfeld noch zu erweitern.

Dazu bietet die jetzt anbrechende Urlaubszeit vielleicht gute Voraussetzungen. Wir pausieren mit unseren Veranstaltungen; auch wir wollen (und ja, müssen wohl auch) Luft schöpfen für das, was wir uns noch vorgenommen haben. Und es bleibt Zeit, das eine oder andere Revue passieren zu lassen. So sitze ich also, wie seit langem, an der Ostsee, gerade eben ein paar Kilometer jenseits der historischen Grenze zwischen Mecklenburg und Vorpommern. Mein Blick schweift auf die Ostsee hinaus, in der Ferne kann ich die Umrisse von Hiddensee erkennen. Dort hat unser »Namenspatron« Gerhart Hauptmann seit 1930 das »Haus Seedorn« besessen, seither seine Sommerresidenz im Insel-Dörfchen Kloster. Und dort liegt Hauptmann auch begraben, seitdem sein Leichnam einige Wochen nach seinem Tod am 6. Juni 1946 dorthin verbracht worden war. Das war mithin vor jetzt 79 Jahren, ein weiterer wichtiger 80. Jahrestag steht also für 2026 auf unserem Kalender. Hauptmann, sein Leben lang verwurzelt in seiner schlesischen Heimat, war es vergönnt, dort sterben zu können, hochbetagt und verhältnismäßig unbedrängt. Der Literaturnobelpreisträger von 1912 wurde auf Geheiß der sowjetischen Siegermacht privilegiert behandelt, die jetzt sowohl im schlesischen Agnetendorf, wo Hauptmann seit 1900 mit »Haus Wiesenstein« seinen Hauptwohnsitz hatte, als auch auf Hiddensee das Sagen hatte. Die große Mehrheit seiner schlesischen Landsleute musste ihre Heimat verlas-



sen, während Hauptmann seine letzten Lebensmonate dort zubringen konnte, oder sie waren schon früher angesichts des Ansturms der Roten Armee seit Mitte Januar 1945 geflohen. Und das galt natürlich auch für die Menschen in Ostpreußen, Pommern, Danzig, Westpreußen und anderwärts. Die Potsdamer Konferenz, deren Beginn vor 80 Jahren mit dem Beginn unserer Sommerpause fast genau zusammenfällt, auf der sich die Hauptsiegermächte Großbritannien, USA und Sowjetunion auf Grundlinien der europäischen Zukunft zu verständigen trachteten, sanktionierte den »Bevölkerungstransfer« von mehr als 12 Millionen Menschen vor allem aus den bisherigen Ostgebieten des untergegangenen Deutschen Reiches. Das war eine Konsequenz aus dem mörderischen Krieg, der durch das NS-Regime fast sechs Jahre zuvor von Deutschland ausgegangen war.

Das waren meine Eltern, damals 15 und 10 Jahre alt, mit-tendrin in diesem ungeheuren, vielfach gewalttätigen, jedenfalls grundstürzenden Umbruch, der schon vor Potsdam begonnen hatte und nun lediglich in berechenbare Bahnen gelenkt werden sollte. Doch war oder ist ein erzwungener Heimatverlust von Millionen von Menschen »in geordneter und humaner Weise«, wie der Artikel XIII des Potsdamer Konferenzprotokolls postulierte, überhaupt möglich? Gewiss nicht. Das jedenfalls sollte heute eigentlich für alle historisch bewussten Menschen deutlich sein.

Ach, man müsste noch an so viel mehr erinnern. Die Ostsee-wellen rollen friedlich an mich heran, doch in diesen Wellen



ertranken vor 80 Jahren viele, viele Tausend Menschen. Etwa die Flüchtlinge, die sich auf dem einstigen Kreuzfahrtschiff »Wilhelm Gustloff« befanden, als dieses am 30. Januar 1945 – auf den Tag genau 12 Jahren nach Hitlers Installierung im Reichskanzleramt – von einem sowjetischen U-Boot torpediert wurde. Oder die Häftlinge aus diversen Konzentrationslagern der NS-Diktatur, die chancenlos eingepfercht waren, als die »Cap Arcona« in der Lübecker Bucht am 3. Mai 1945 als vermeintlich militärisches Ziel durch einen britischen Luftangriff versenkt wurde.

Aber vielleicht, nein, ganz gewiss ist es auch zuweilen erlaubt, ja nötig, die Erinnerung an das Grauen pausieren zu lassen, was – wohlgemerkt – nichts mit vergessen zu tun hat. Und den Blick auf das Schöne zu richten, das die Vergangenheit auch bereithält. Wenn ich in diesem Heft an den Dirigenten Hermann Scherchen (1891–1966) erinnere, dann recht eigentlich auch, weil ich hoffe damit nicht nur einen besonders bemerkenswerten Menschen in Erinnerungen zu rufen, sondern zudem weil ich – vielleicht noch mehr – möchte, dass manch eine oder einer sich veranlasst sieht, Scherchen zuzuhören, ihn als Musiker zu erleben, Werke von Beethoven oder Schönberg oder wem auch immer verlebendigt. Damit wäre, nach meiner Überzeugung, schon viel gewonnen. Die Wahrnehmung des Schönen nämlich stärkt uns Menschen auch für das Ertragen der Vergangenheit und das Bestehen der Gegenwart.



Ich kann auch immer wieder ausruhen vor dem kleinen Wunder des spätgotischen Taufbeckens, das seit dem späten 14. oder frühen 15. Jahrhundert in der St.-Marien-Kirche von Barth steht, einst eine mächtige Hansestadt in Vorpommern, Segen bereithaltend für die, deren Zukunft hier beginnt.

Und ich wende meinen Blick von der Ostsee, vom in der Ferne verschwimmenden Hiddensee ab und lenke ihn wieder in Adalbert Stifters »Nachsommer«, meine Sommerlektüre. Ein Buch wie zum Durchatmen gemacht. Nehmen wir uns die Zeit dazu.

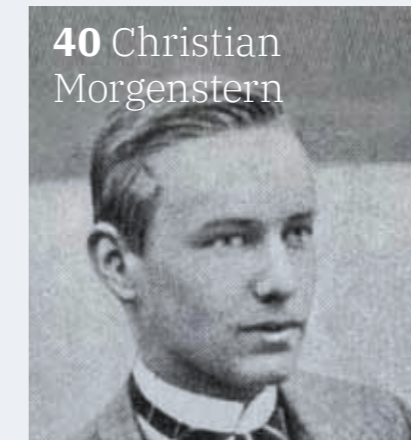
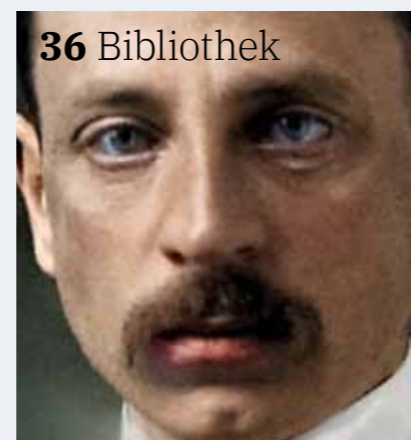
Und dann sehen wir uns zum Auftakt des Programms nach unserer Sommerpause wieder, gestärkt, erfrischt für unsere Gegenwart.

Mit herzlichen Grüßen

Ihr

Wolfgang Ick

WOJ 1/25



»Deutsch genug?« – Eine Identität im Dauerbeweis

VON IRA PETER

Sie galten einst als »Lösung« für Deutschlands demografische Probleme, wurden dann selbst zum Problem erklärt: Die Geschichte der Russlanddeutschen ist eine Geschichte des Ankommens und Fremdbleibens, des Anpassens und des Schweigens. Wer sind sie eigentlich? Und warum wissen wir so wenig über sie? Eine Spurensuche.

Ira Peter mit sowjetischer Geburtsurkunde



Als ich 1992 nach Deutschland kam, sprach ich Russisch, mein Vorname klang russisch und weil hier Sowjetunion gleich Russland war, dachten alle, ich sei aus Russland. Dabei kam ich aus Kasachstan, war aber weder Kasachin noch Russin, sondern Deutsche. Das muss für die »richtigen« Deutschen verwirrend geklungen haben. Ich verstand ihre Fragezeichen sogar. Denn auch für mich wurde die Herkunft meiner Familie immer mehr zu einem Rätsel, über das niemand etwas Konkretes zu wissen schien – nicht einmal meine Familie selbst. Später kamen weitere irritierende Details ans Tageslicht. Meine Großeltern waren in der Ukraine geboren worden und manche meiner Verwandten hatten während des Zweiten Weltkriegs für Hitlerdeutschland gekämpft. Das war dann selbst mir etwas zu viel. Mit Anfang 20 begann ich, die Wege und Umwege nachzuzeichnen, die meine Familie nach Deutschland gebracht haben. Nicht nur, weil ich gern Puzzleteile zusammensetze. Sondern weil die deutsche »Willkommenskultur« mit der Zeit an Herzlichkeit verloren hatte und ich das Gefühl bekam, mich für meinen deutschen Pass rechtfertigen zu müssen. Dabei hatte die deutsche Historikerin Ingeborg Fleischhauer 1990 noch von Russlanddeutschen geschwärmt. »We should thank God for these people. It is as if they come from heaven. They are a solution to all our problems«, sagte sie in einem Interview mit der US-amerikanischen Zeitschrift »The Atlantic«. Ihren Optimismus begründete sie mit dem Bevölkerungsrückgang in der Bundesrepublik, den Russlanddeutsche durch ihre Einwanderung aufhalten würden. Außerdem war sie sich sicher, wir würden dazu beitragen, das Arbeitskräfteproblem zu lösen und bestimmt all die Jobs übernehmen, für die sich die deutschen Deutschen zu schade waren. Auch Horst Waffenschmidt, der erste Aussiedlerbeauftragte der Bundesregierung, blickte zuversichtlich auf den »Familiennachzug« aus dem Osten und nannte Russlanddeutsche im Jahr 1998 einen »Gewinn für unser Land«. Doch die Honeymoon-Phase endete, spätestens als Deutschland feststellte, dass wir anders deutsch waren als erwartet, und zu zweifeln begann: War unser mitgebrachtes Deutschsein überhaupt deutsch genug?

Meine Eltern machten damals scheinbar alles richtig. Sie waren fleißig, unauffällig und dankbar. Vor allem: Sie kritisierten nie. Ihr Wunsch, nicht negativ aufzufallen, war tief verankert. In der Sowjetunion hatten sie früh gelernt, dass es besser war, als Teil der deutschen Minderheit den Mund zu halten. Wer deutsch war, war dort immer ein wenig verdächtig. Vor allem im und nach dem Zweiten Weltkrieg, als Stalin Sowjetdeutsche pauschal zu potenziellen Kollaborateuren Hitlers erklärte und 1,2 Millionen von ihnen ostwärts nach Sibirien und Zentralasien hatte deportieren lassen – auch meine Großeltern.

Also lebten die meisten Russlanddeutschen auch in Deutsch-

land so, wie sie es gelernt hatten: angepasst. Strukturell lief ihre Integration von außen betrachtet gut. Emotional nicht immer. Denn: Einige fühlten sich nie ganz als Deutsche angenommen. Und das war bitter, denn genau das war ihr Antrieb gewesen, überhaupt zu kommen – als Deutsche unter Deutschen zu leben. In der Sowjetunion hatten sie sich als Deutsche definiert. In Deutschland dann nicht richtig dazugehörig zu sein, war ein schmerzhafter Bruch.

Die Entdeckung der Scham

Auf schmerzhafte Brüche hatte ich als Kind keine Lust. Deshalb wollte ich auf Biegen und Brechen ganz »normal« sein und schämte mich deshalb für alles, was uns anders machte: für die Putzstellen meiner Mutter, für den Akzent meines Vaters und die Kopftücher meiner gläubigen Tanten. Ich bat sogar meine Mutter, lieber Spaghetti Bolognese zu kochen als Pelmeni. Für den Fall, dass mal eine binnendeutsche Freundin zu Besuch kommt.

Mit dieser Scham war ich nicht allein. Die Sozialwissenschaftlerin Svetlana Kiel beschreibt sie als typische Reaktion auf Ablehnungserfahrungen. Der Wunsch, so deutsch wie möglich zu wirken, war stark. Der Druck, sich anzupassen, kam nicht aus Gesetzen, sondern aus Blicken, Erwartungen und dem unsichtbaren Kanon des »Normalen«. Deutschsein war in den Neunzigern wie Adidas. Wir anderen waren aber nur Victory. Weil ich aber unbedingt – im übertragenden Sinne – diese drei Streifen tragen wollte, eliminierte ich alles an mir, was mich hätte fremd wirken lassen können. Auch die Sprachen meiner Kindheit, das Wolhyniendeutsch meiner Eltern zu Hause und das Russisch in der sowjetischen Schule, verbot ich mir.

Hyperintegration: Wir alle wollten deutsch sein

Mit dieser offensichtlichen Überanpassung in meiner Jugend bin ich ein typisches Beispiel für das Verhalten vieler Eingewanderter, insbesondere für Menschen aus der früheren Sowjetunion. Der Facharzt für Psychosomatische Medizin und Psychotherapie, Norbert Mierswa beschreibt das so: »Überspitzt formuliert: sie stülpten der vorbestehenden verunsicherten Identität eine neue auf, indem sie ‚deutscher‘ sein wollten, als die hier lebenden Deutschen. Sie lernten rasch die neue Sprache und verpackten ihre emotionale (Mutter-)Sprache, manchmal auch ihre Werte und Gewohnheiten und bemühten sich nach Kräften mit ihrer Umgebung mitzuhaltend, ohne aufzufallen.«

Die beschriebenen Erfahrungen kennen nicht nur Russlanddeutsche. Eine Pflicht zur Unauffälligkeit verspürten vor

dreißig Jahren auch Menschen, die aus Polen nach Deutschland kamen wie die Familie von Paul Bokowski, einem Autor mit schlesischer Familiengeschichte, der in seinem autobiografischen Roman »Schlesenburg« auch von einer »Hyperintegration« seiner Eltern spricht. Auch Eingewanderte aus der Türkei, wenn auch statistisch seltener, waren um eine Angleichung bemüht. Das schildert beispielsweise die trkeistmmige Autorin Dilek Gngr in ihrem 2019 erschienenen Roman »Ich bin Özlem«. Aufgewachsen in einer schwäbischen Kleinstadt, hatte sie sich ebenso wie ich für den Essensgeruch in ihrer Wohnung geschämt. Ihr Wunsch, so deutsch wie möglich zu sein, war ähnlich stark wie bei mir gewesen. Nur dass ich es als blondes Mädchen mit deutschem Nachnamen einfacher hatte, in der weißen Mehrheitsgesellschaft nicht gesehen zu werden. Aus dieser Perspektive betrachtet war ich schnell »deutsch genug«.

Der Assimilationsdruck der Neunziger lastete umso mehr auf Russlanddeutschen, weil Deutschland uns statusrechtlich als deutsche »Heimkehrer« behandelte. Wir sollten entsprechend schnell wieder »richtige« Deutsche werden. Nur so konnte Deutschland weiterhin an der Illusion festhalten, kein Einwanderungsland zu sein – das betonten Politikerinnen und Politiker bis weit nach der Jahrtausendwende, ungeachtet der unübersehbaren Realitäten. Dabei war Deutschland schon in den 1990ern in Folge der sogenannten Gastarbeiterwanderung der sechziger und siebziger Jahre längst keine ethnisch homogene Gesellschaft mehr.



Die Statistik sagt: Alles gut. Die Wirklichkeit sagt: Noch nicht ganz.

Laut Studien des Bundesamts für Migration und des Sachverständigenrats für Integration sind Russlanddeutsche gut integriert: wenig Schulabbrche, hohe Arbeitsmarktbeteiligung, viel Wohneigentum. Zwei Drittel der hier Geborenen heiraten Einheimische. Auch die Zukunft unserer Integration sieht theoretisch rosig aus. Die BAMF-Studie beschreibt, dass die aktuellen Erkenntnisse »grundsätzlich positiv im Hinblick auf den weiteren Integrationsverlauf dieser besonderen Zuwanderergruppe stimmen« dürfen. Das klingt nach Erfolg. Doch viele bleiben politisch abwesend, kulturell vorsichtig, gesellschaftlich unsichtbar.

Ein Teil der Russlanddeutschen »scheint« bis heute nur gut integriert. Denn »wirklich gut« integriert sind Eingewanderte erst, wenn sie Pflichten und Rechte gleichermaßen wahrnehmen, sich also nicht mit dem Katzentisch begnügen, den die Aufnahmegesellschaft ihnen hinstellt, um ein Bild des Migrations- und Bildungssoziologen Aladin El-Mafaalani zu verwenden. Doch das tun sie aus meiner Erfahrung leider immer noch zu oft. Und vielleicht will Deutschland gar nicht, dass Leute, die nicht mal hier geboren wurden, über dieses Land mitentscheiden? Das ist zumindest eine der Haupthypothesen von Aladin El-Mafaalani, die er in seinem Buch »Das Integrationsparadox« darlegt. Die »angestammte« Bevölkerung nehme das zunehmende Selbstbewusstsein der Menschen mit Einwanderungsgeschichte als störend, als anmaßend wahr, ist er überzeugt. Dabei sei dieses Verhalten das wichtigste Zeichen für ein echtes Angekommensein. Hingegen interpretierte die Politik lange vor allem unsere Unauffälligkeit als Integrationserfolg und kam ihrer Pflicht nicht nach, faire Bedingungen zu schaffen – die sie aber schaffen muss, insbesondere wenn sie Menschen gezielt ins Land holt.

Die Einwanderung von russlanddeutschen Aussiedlerinnen und Spätaussiedlern war die erste komplett gesteuerte und gewollte, dauerhafte Zuwanderung in die Bundesrepublik. Die Politikerinnen und Politiker dieser Zeit, in erster Linie Helmut Kohl, der zwischen 1982 und 1998 Bundeskanzler war und mit einer Koalition aus CDU, CSU und FDP das Land regierte, hatten sich einer historischen Verantwortung gestellt und sich mit den Russlanddeutschen gleichzeitig eine in die Zukunft gerichtete Verpflichtung ins Land geholt. Diese haben sie aber nicht vollständig erfüllt.

Hinter dem sozioökonomischen Erfolg der Generation meiner Eltern verbirgt sich eine große Chancenungleichheit. Die Integrationsdefizite – wie Sprachbarrieren, kaum Zugang zu qualifizierten Berufen oder wenig politische Teilhabe – welche zum Teil auf die Rahmenbedingungen zurückzuführen

sind, blieben lange ungesehen. Zu Rahmenbedingungen, die uns ein Bein stellten, zählen auch einige Medien. Bis heute geraten wir wegen tendenziser Beiträge regelmäßig unter Generalverdacht, diesem Land gegenüber »illoyal« zu sein, weil wir angeblich »zwischen allen Sthlen« sitzen.

Ich habe keine Lust mehr, öffentlich fast ausnahmslos einer »Problemgruppe« zugeschrieben zu werden, die sich zwischen Russland und Deutschland zerrissen zu fühlen habe, zwischen Kulturen oder multiplen Identitäten. Einige von uns ringen zwar noch immer mit der Ambivalenz zwischen deutscher Herkunft, sowjetischer Prägung und einer bundesdeutschen Biografie. Doch ist es nicht normal, dass sich eine Identität aus unterschiedlichen kulturellen und lebensgeschichtlichen Aspekten zusammensetzt?

Das ändert nichts daran, dass für die meisten Russlanddeutschen Deutschland zu ihrem Zuhause geworden ist. Meine Eltern werden bis zu ihrem letzten Atemzug dankbar bleiben, in Deutschland aufgenommen worden zu sein, selbst wenn sie für immer Paralleldeutsche bleiben sollten. Gleichzeitig stehen (Spät-)Aussiedlerinnen und -Aussiedler weiterhin vor Herausforderungen wie Altersarmut, Isolation oder Diskriminierung. Auch das fehlende Wissen um ihre Geschichte ist problematisch geblieben. Dass heute noch immer Vorurteile auf uns lasten, zeigt, dass wir in der Vergangenheit zu wenig in angemessener Weise über Russlanddeutsche gesprochen haben. Es wurde viel über uns als »Russen«, brutale Kriminelle, Putin- und AfD-Fans berichtet, aber sehr wenig darüber, was uns etwas anfälliger als andere für populistische Methoden und rechte Parolen macht. Zu wenig waren die Wunden in unseren Biografien ein Thema: die fehlende Anerkennung der deutschen Herkunft ebenso wie der mitgebrachten beruflichen Qualifikationen.

Deutschland muss sich seiner Verantwortung gegenüber Russlanddeutschen nicht nur wegen des Zweiten Weltkriegs stellen, sondern auch wegen seiner gutgemeinten, aber leider in Teilen missglückten Aussiedlerpolitik der jüngeren Vergangenheit. Wir brauchen eine Aufarbeitung der Fehler, deren Folgen bis heute einem Teil der Russlanddeutschen das Ankommen in der deutschen Gesellschaft mit echter Teilhabe erschweren. Und wir brauchen Investitionen, um unsere Geschichte bekannter zu machen. Nur durch Wissen können Vorurteile abgebaut werden, kann Empathie entstehen – und die brauchen wir heute nötiger denn je, damit unsere Gesellschaft nicht weiter zerfällt.

Ich will Deutschland aber nicht auf eine Klagemauer unserer Kollektiverfahrungen reduzieren. Ich finde, Deutschland hat im Hinblick auf über 2,4 Millionen (Spät-)Aussiedlerinnen und -Aussiedler Großes geleistet. Es hat Verantwortung übernommen für das Leid, das meiner und anderen russ-

landdeutschen Familien widerfahren ist – wegen Hitler und wegen Stalin. Vor allem, wenn in die Bewertung miteinfließt, dass die UdSSR und Russland als ihr Rechtsnachfolger nie um eine Wiedergutmachung der Verbrechen an deutscher und insgesamt sowjetischer Bevölkerung bemüht waren. Versöhnung, wenn man dieses große Wort gebrauchen will, funktioniert nur in beide Richtungen. Deshalb muss nicht nur Deutschland handeln, auch Russlanddeutsche müssen sich anstrengen, müssen raus aus der Opferfalle. Es bringt uns als Gruppe nicht voran, immer noch beleidigt zu sein und in diesem Gefühl zu erstarren. Wir müssen aktiv werden, auch im Kleinen. Wir sollten auf unsere Nachbarn und Kolleginnen zugehen und unsere Geschichte mit ihnen teilen.

Für eine gelungene Integration müssen also beide Seiten etwas leisten: wir Eingewanderten und Deutschland selbst. Das bedeutet Kompromissbereitschaft und kann anstrengend sein, birgt aber auch das Potential, die Teilhabe und den Zusammenhalt in unserer Einwanderungsgesellschaft zu stärken und Deutschland dauerhaft krisenresistent zu machen. Damit das gelingt, muss Deutschland endlich akzeptieren, dass wir eine sehr heterogene Gruppe sind mit individuellen Entwicklungen und Positionierungen. Gemeinsam ist uns oft nur der Wunsch nach Zugehörigkeit zur bundesdeutschen Gesellschaft.

Ich habe meinen Platz hier gefunden. Solange mich niemand nach meiner Identität fragt, kenne ich sie und stelle sie nicht infrage. Und solange mich niemand nach meiner Heimat fragt, zweifle ich auch meine Zugehörigkeit zu diesem Land nicht an. Ich bin weder Besucherin hier noch Opfer, ich bin Mitgestalterin dieser Gesellschaft und will auch künftig verantwortlich für mich und andere sein. Nur will ich nicht mehr gefragt werden, woher ich »eigentlich« komme. Am Ende ist die interessantere Frage ohnehin, wohin ich gehen möchte. ■

Empfehlung aus unserer Bibliothek



Ira Peter
»Deutsch genug?«
Warum wir endlich über
Russlanddeutsche sprechen
müssen
Goldmann Verlag 2025

Wurzelort Kasachstan

VON IRA PETER

Über drei Millionen Russlanddeutsche leben in Deutschland. Ich bin eine von ihnen. 31 Jahre nach unserer Auswanderung kehre ich zurück nach Kasachstan. Ich will sehen, was aus meinem Heimatdorf geworden ist, ob die ehemaligen Nachbarn mich noch erkennen und ob meine Verwandten, die geblieben sind, nicht doch auswandern möchten. Vor allem suche ich eine Antwort auf die Frage: Was ist Heimat und bin ich dort noch willkommen?

Bild: Katya Rempfer

Ira Peter in der kasachischen Steppe

September 2023. 31 Jahre nach unserer Auswanderung zieht es mich zurück in die nordkasachische Steppe. Warum? Vielleicht weiß ich das am Ende meiner Reise. Steht Omas Haus noch? Gibt es noch Deutsche in meinem Dorf? Bin ich da überhaupt noch willkommen? Tausend Fragen schießen mir durch den Kopf, als das Flugzeug in Astana landet. Nach der Grenzkontrolle warten Verwandte auf mich, Umarmungen, Küsse.

Wir fahren durch das nächtliche Astana, vorbei an bunt leuchtenden Hochhäusern. Dank üppiger Ölvorkommen ist das zentralasiatische Land reich. Die Hauptstadt erinnert an Dubai und wenig an die sowjetische Stadt von damals, die erst Hauptstadt wurde, als wir schon weg waren. Wir und die eine Million Deutschstämmiger, die Kasachstan mit dem Fall des Eisernen Vorhangs verlassen hatten. Meine Verwandten waren in Astana geblieben. Warum, will ich wissen, als wir kurz darauf gemeinsam am Tisch sitzen. Er ist reich gedeckt mit geräuchertem Fisch, in Kraut gewickelten Fleischrouladen, gebratenen Auberginen und verschiedenen Salaten.

»Die Möglichkeit auszuwandern, kam verhältnismäßig spät. Unsere Eltern waren schon längst Rentner«, sagt meine Cousine Lena. Unter Stalin war Kasachstan ein Ort, in dem unliebsame Völker landeten wie Deutsche, Onkel Paul also, der Vater von Lena. Während des Zweiten Weltkriegs wurden rund 450.000 Deutsche hierher deportiert und mussten in Arbeitslagern und geschlossenen Sondersiedlungen schuften. Tante Antonina, die Mutter von Lena, ist Russin und kam erst Anfang der Sechziger. Damals strömten junge Menschen wie sie aus der gesamten Sowjetunion hierher, um das Land »aufzubauen«. »Sie waren hier bekannte Leute«, setzt Lena fort. »Papa hatte ein Goldenes Buch zu Ehren seiner Arbeit auf dem Bau. Je älter du wirst, desto schwieriger wird es. Der wichtige Teil seines Lebens ist hier.« Jetzt seien ihre Eltern in einem Alter, wo Lena sie nicht allein lassen möchte.

Meine Eltern waren 37, als sie 1992 ihr Leben samt uns drei Kindern ins Flugzeug nach Frankfurt packten. Sie waren jung und doch war der Neuanfang schwierig. Ihre Bildungsabschlüsse wurden erst Jahre nach unserer Ankunft anerkannt. Lange hatte meine Mutter drei Putzstellen neben der eigentlichen Arbeit, bei der sie Folien auf Tastaturen klebte. Schwierig wurde es plötzlich auch, die eigene Identität zu verorten. In Kasachstan waren wir Deutsche. In Deutschland aber plötzlich »Russen«. Lena und ihre Schwester Ira haben russische und deutsche Wurzeln. Welcher Kultur fühlen sie sich zugehörig? Ira sagt: »Ich habe für Kasachstan keine besonderen Gefühle, dass es meine Heimat ist oder so. Ich würde mich eher als Deutsche bezeichnen. Die deutschen Wurzeln sind mir näher.«

Für ihre Nichte, Lenas Tochter Polina, ist das anders. »Ich habe russische, ukrainische, deutsche Anteile, fühle mich aber als Kasachin. Die kasachische Kultur ist mir näher.«, sagt die 27-Jährige.

Heute leben noch etwa 170.000 Deutschstämmige in Kasachstan. Was bedeutet deutsch sein für meine Verwandten, möchte ich wissen. »Dinge, die vielleicht unwichtig erscheinen, aber zum Beispiel, dass Tante Ida die Kreppel, die sie gebacken hat, immer ganz akkurat zu einem perfekten Turm gestapelt hat. Dieses Sorgefältige, das sitzt in uns«, sagt Lena und wirkt viel ernster als noch eben. »Die Leute sagen zu mir auf der Arbeit, dass ich eine Deutsche sei, obwohl ich nur zu einem Viertel deutsch bin. Dass ich gut organisiert bin und akkurat, dass Dinge so auf dem Tisch zu liegen haben und nicht anders. Das wurde uns so beigebracht.« Gern wäre sie wie die deutsche Mutter ihres Vaters »Baba Elsa«, Baba Russisch für Oma. Lena schießen plötzlich Tränen in die Augen. Ihre Tochter Polina übernimmt das Reden: »Sie war sehr stark. Sie hatte ein sehr schweres Leben, doch sie blickte auf alles positiv.«

Baba Elsa wurde 1919 in einem deutschen Dorf in der Ukraine geboren. Ihr russischer Mann fiel im Krieg. Deutsche Besatzer brachten Elsa als Volksdeutsche mit Sohn Paul, Lenas und Iras Vater, nach Heilbronn. Am Ende des Krieges verschleppten die Sowjets Elsa und Paul nach Sibirien, wo sie bis Stalins Tod 1953 ums Überleben kämpfen mussten. Später zogen sie nach Kasachstan. »Baba Elsa vereinte immer beide Kulturen, die deutsche und russische. Sie hat sehr gut Russisch und Deutsch gesprochen, kannte Gedichte, Lieder. Und das, obwohl es manchmal für sie auch schrecklich war, sich als Deutsche zu bezeichnen«, erzählt Polina. Lena hat sich wieder gefangen: »Sie war sehr stark, wir fuhren jeden Sommer zu ihr, das war ein Mensch, der von morgens an etwas machte und sie machte ständig etwas. Immer wenn sie krank wurde, fing sie an, ihr Haus zu weißeln. Sie sagte immer: Wenn ich mich jetzt hinlege, dann wird die Krankheit mich besiegen.« Lena stockt, wieder laufen ihr Tränen übers Gesicht. »Du kamst in ihr Schlafzimmer, da war alles typisch deutsch. Alle diese Dinge haben uns sehr geprägt und sitzen bis heute in uns«, schließt sie und wir widmen uns jetzt, noch alle gerührt von Lenas plötzlichen Tränen, dem Nachtschiff, Wassermelone und einem Medowik, Honigkuchen.

Als ich später auf der Couch im Wohnzimmer meiner Verwandten liege und draußen das Surren des nächtlichen Kasachstans höre, frage ich mich, welche deutschen Tugenden ich habe. Einen Sinn für Ordnung jedenfalls stelle ich bei mir nicht fest. Deutschland fand meine Familie trotzdem deutsch genug und bürgerte uns ein. Die Voraussetzungen waren: Der Nachweis unserer Abstammung und der Deportation meiner

Großeltern aus der Ukraine nach Kasachstan. Die gilt nämlich als Folge des Zweiten Weltkriegs. Unsere Aufnahme als russlanddeutsche Aussiedler war damit sozusagen eine Wiedergutmachung Deutschlands. 1992 sind wir also weg aus dem Dorf in der Nähe von Astana. Aber wie ging es dort weiter? Am nächsten Tag fahre ich zusammen mit meiner Cousine Ira hin. Es ist sonnig und ich bin aufgeregt.

Bis Mitte der Achtziger lebten in meinem Heimatdorf Nowoistroyka rund 800 Menschen. Dreiviertel von ihnen waren Deutsche. Und heute? »Alle fahren, aber ich wollte nicht«, sagt Wolodja. Heute ist er der letzte Deutschstämmige im Dorf. Ich sitze mit ihm, seiner Frau Alija und ihren Söhnen in deren Haus am Esstisch. Es gibt Beschparmak, das kasachische Nationalgericht aus Pferde- und Lammfleisch, Zwiebeln und breiten Nudeln. »Hier waren ja viele Deutsche. Vater hat sehr gut Deutsch gesprochen, wenn jemand zu Besuch kam. Wir haben die Sprache ja nicht jeden Tag gehört. Es war für uns interessant, sie zu hören. Als ich klein war und bei Oma und Opa lebte, habe ich mehr verstanden. Gesprochen habe ich nie. In letzter Zeit verstehe ich nur noch wenige Wörter«, sagt Wolodja. Warum sind seine Eltern und er damals nicht nach Deutschland ausgewandert? »Ich weiß nicht warum, aber irgendwie wollte ich nicht, mein Vater auch nicht. Bin nicht mal zu Besuch ein einziges Mal hin. Das ist meine Heimat. Hier wurde ich geboren. Hier werde ich auch bleiben. Fertig.«

Seine Frau Alija ist Kasachin. Drei der vier gemeinsamen Söhne tragen deutsche Namen: Oskar, Daniel und Rudolf. Der Älteste musste sich bei Volljährigkeit für eine Nationalität entscheiden. Sie steht in Kasachstan im Pass. Er wählte deutsch. Und wie deutsch fühlt sich sein Vater Wolodja? »Diese Frage stellt sich uns überhaupt nicht. Alle haben untereinander geheiratet, Kasachen mit Russen. Warum denn auch nicht? Alle sind doch Menschen«, antwortet er. Und wie sieht das der jüngste Sohn Rudolf, der mit am Tisch sitzt? »Rudolf, fühlst du dich als Deutscher oder als Kasache?«, wende ich mich an ihn. »Ich fühle mich als Mensch.« Seine Antwort berührt mich sehr und ich wünschte, auch mehr Erwachsene würden Menschen und nicht Nationalitäten sehen.

Nach dem Essen laufen Alija und ich durchs Dorf. Seit kurzem sind die zwei Quer- und Längsstraßen asphaltiert. Der Rest ist staubige Steppe geblieben, die sich im Herbst und Frühjahr zu Schlamm verwandelt und im Winter monatelang von einer dicken Schneeschicht bedeckt wird. Die Entfernungen erscheinen mir heute viel kürzer als damals mit neun Jahren. Schon stehen wir am Haus meiner Familie. Ich laufe einmal um die einstöckige Doppelhaushälfte mit blauen Fensterrahmen. Der Garten ist verwildert,

früher wuchsen hier Tomaten und Gurken. Ich kann nicht ins Haus. Die neuen Besitzer leben in der Stadt, kommen nur selten. In die Häuser der deutschen Auswanderer zogen damals Kasachen aus dem Altaigebiet und der Mongolei. Es fühlt sich nicht wie unser Haus an, eher wie ein Bild aus meiner Kindheit, das kurz begehbar geworden ist.

Alijas Familie hat schon immer in dieser kargen Region gelebt. Lange, bevor meine Großeltern hier vor über 80 Jahren



Bild: Katya Rempfer

in einem Viehwaggon ankamen. Verbannung auf Lebenszeit hieß es damals für sie, die Deutschen aus der Ukraine. An die neuen Nachbarn hat sich Alija mittlerweile gewöhnt. »Sie sind uns jetzt vertraut, unsere Kinder heirateten untereinander, an den Feiertagen besuchen wir uns gegenseitig.« Auch wir Deutschen waren ihnen vertraut geworden. Viele Kasachen halfen den Deportierten damals und teilten ihr Essen. Obwohl sie selbst unter der vernichtenden Agrarpolitik der Sowjetunion Hunger litten.

Wie war das, als wir dann wieder gingen? »Es war schwierig, sich zu trennen, wir waren ja von der ersten Klasse an zusammen. In unserer Klasse waren über 20 Leute, der größte Teil der Mitschüler war weggefahren. In der Abschlussklasse 1995 waren wir dann noch zu dritt. Jetzt sind wir fast 50. Natürlich packt einen da die Wehmut und man möchte die Klassenkameraden gern wiedersehen.« Und sieht sie sie manchmal wieder? »Jedes Jahr besucht uns irgendjemand. Sie scheinen auch uns zu

vermissen. Da, wo du geboren wurdest, da scheint es vertrauter zu sein. Sie fahren zum Friedhof, freuen sich, hier zu sein. Aber zurück kommt niemand. Sie haben jetzt selbst Familien, Enkel, haben dort Wurzeln geschlagen.«

Wir laufen zurück zum Haus von Alija und Wolodja, ein Auto hält neben uns. Ein älterer Mann steigt aus und kommt auf uns zu. »Er wird dich gleich erkennen, du bist ja eine Kopie deiner Eltern«, sagt Alija und ich wundere mich, wer das sein könnte. »Guten Tag«, sage ich und frage, ob er mich erkenne. Er scheint unsicher. Ich nenne den Namen meines Vaters. Seine Augen werden groß, ein Lächeln breitet sich über sein sonnengegerbtes Gesicht. »Mama! Ich werde dir gleich die Knochen zusammendrücken. Gott soll dich beschützen.« Bulat, so heißt der Mann, umarmt mich. Er ist Alijas Vater. Bis heute lebt er schräg gegenüber unserem alten Haus. »Ich habe deinen Opa gekannt. Er war zwei Meter groß, er war Bauarbeiter, so ein Ruhiger. Und deinem Vater soll Gott Gesundheit geben, wie geht es ihm? Und Mama?« »Alles gut«, sage ich, und bin überwältigt von so viel Wärme. Wir unterhalten uns eine Weile, Alijas Vater fragt nach all den Deutschen, mit denen er hier aufgewachsen war und die alle nun in Deutschland leben oder bereits tot sind. Küsse auf meine Hände und Stirn begleiten seine Fragen.

»Hör zu, Tochter, Gott soll dir Gesundheit geben. Richte deinen Eltern Grüße aus.« Ich verabschiede mich von Bulat und kurz darauf von Alija und ihrer Familie. Hühner laufen gerade quer über den Hof, Katzenjunge spielen vor dem Haus. Wehmut packt mich, als ich aus dem Dorf hinaus- und in die Steppe hineinfahre. Ich bin noch ganz gerührt von Bulats Worten und der Gastfreundschaft, die ich heute erfahren habe. Ich habe das Gefühl, ich könnte jederzeit zurückkehren. Sie würden mich aufnehmen als eine von ihnen. Und doch möchte ich nicht zurück. So sehr Wolodja an seiner Heimat hier hängt, so wenig tu ich es. Ja, es berührt mich, wieder in Kasachstan zu sein. Richtig verbunden fühle ich mich trotzdem nicht.

Zurück in Astana erfahre ich beim Essen, dass es auch meine Verwandten hier nicht mehr lange halten wird. Die 27-jährige Polina sagt: »Ich kann mir vorstellen, Kasachstan zu verlassen und in Deutschland zu leben. Da sind viele Verwandte. In Deutschland hätte ich mehr Perspektiven, die Lebensqualität ist höher.« Ich freute mich auf Deutschland, als wir gingen. Für mich als Kind war es das Land der Barbies und Gummibärchen. Nie habe ich Kasachstan vermisst. Für Polina wäre das sicher anders. »Ich würde die Gastfreundschaft vermissen. Du kannst bei uns jederzeit zu jemandem zu Besuch kommen. Auch der respektvolle Umgang mit älteren Menschen, Familie ist hier an erster Stelle«, sagt Polina.

Politik soll kein Thema am Tisch sein. Darum hatte mich Polina vor meiner Ankunft gebeten. Es würde sofort zum Streit kommen, meinte sie. Es ist trotzdem Thema. Meine Verwandten sprechen davon, dass in Europa nun viele homosexuell seien und dass die USA schuld an Russlands Krieg gegen die Ukraine sind. Ich höre die Propaganda aus dem russischen Staatsfernsehen heraus und beiße mir auf die Zunge. Der Familienfrieden ist mir wichtiger, als politische Überzeugungen ändern zu wollen – in Kasachstan ebenso wie in Deutschland.



Bild: Katya Rempfer

Später trinken Polina und ich allein einen Tee in der Küche. Ich frage sie, wie sie zum Krieg steht. Polina steht auf und schließt die Tür. Die anderen sollen das nicht hören. Dann erst sagt sie: »Meine Freunde und ich sind uns einig, dass zwischenmenschliche Beziehungen über der Politik stehen sollten. Die meisten hier haben zu beiden Ländern Beziehungen. Allen tut es leid, dass jetzt auf beiden Seiten Leben zerstört werden. Alle wollen, dass es schnell vorbei ist.« Polinas neutrale Einstellung ist typisch für Kasachstan.

Das Land will zu allen Staaten gute Beziehungen haben. Vor allem zum Nachbar Russland, mit dem sich Kasachstan eine über 7000 Kilometer lange Grenze teilt. Auch ist Russland wichtiger Handelspartner. Trotzdem hat Kasachstan sich seit der Invasion durchgängig von Russlands Krieg distanziert. Ich werde das Thema Politik nicht mehr berühren. Trotzdem irritieren mich die Neutralität meiner Verwandten und ihr verzerrter Blick auf Europa.

Am nächsten Tag fahren wir zum Dorf, in dem meine Oma gelebt hat. Der Himmel ist tiefblau. Links und rechts von uns: Weizenfelder, die ins Unendliche laufen. Das Auto riecht nach Zimt und Äpfeln. Ira, die neben mir sitzt, hat heute Morgen einen Kuchen gebacken. Später werden wir in der Steppe picknicken. Vor mir auf dem Beifahrersitz ist Iras Vater, Onkel Paul. Er wird mir helfen, die Gräber meiner Familie zu finden. Immer wieder halten wir an. Mal zieht eine Pferdeherde an uns vorbei. Mal muss Ira große Löcher in der zunehmend schlechten Straße umfahren. Duzende Krähen schauen uns dabei zu. Wir kommen im Dorf an. Wie unzählige andere in der Steppe Kasachstans war es in den Dreißigern unter Stalin entstanden. Hunderte Deportierte lebten hier. Als wir vor 30 Jahren gingen, standen hier noch Häuser. Geblieben ist Steppe. Ich kann mich kaum orientieren und rufe Papa per Video an. Er lotst mich zwischen dem Steppengras und einigen verfallenen Häusern, bis ich vor dem richtigen Haufen aus Lehm und Holzbrettern stehe. Ich mache Fotos und dann erst halte ich inne. Hier also war Omas Haus. Geblieben ist ein Lehmhügel und einige Pappeln, die uns Kindern im Sommer Schatten spendeten. Einen abgebrochenen Löffel finde ich noch und nehme ihn mit als Erinnerung.

Und dann geht es zum Friedhof. Er liegt einige Kilometer weiter. Mitten in der Steppe ist seine weiße Ummauerung schon von weitem zu sehen. Die muslimischen Kasachen haben in der Nähe einen eigenen Friedhof. Hier liegen vor allem Deutsche. Onkel Paul macht das Tor auf. Ich folge ihm durch das hohe Gras, das nach Kindheit riecht. Wir kommen am Grab meiner Oma an, der Mama meiner Mama. Viel Unkraut gibt es nicht. Wolodja aus meinem Dorf und seine Söhne sind regelmäßig hier und pflegen den Friedhof. Ich reiße ein paar Steppengräser raus, entferne Schmutz von Omas Grabstein. Und knie davor. Eine Welle aus Tränen überrollt mich plötzlich. Weil ich nicht mehr tun kann für meine Oma, als etwas Unkraut zu entfernen. Ich kann ihre Deportation aus der Ukraine nicht rückgängig machen, kann ihre verlorene Kindheit und Jugend nicht zurückbringen, auch ihren Mann nicht, der im Gulag verhungerte. Ich weine um alles, was sie nicht hatte und verneige mich vor ihrem Grab.

Ist das hier meine Heimat? Frage ich mich auf dem Rückweg. Und gebe die Frage an Ira weiter. »Ich habe mir nie die Frage gestellt, was Heimat für mich ist, oder dass ich sie suche. Ich wurde hier geboren, ich bin hier zur Schule, hab hier gearbeitet, mein ganzes Leben hier verbracht und trotzdem habe ich hier keinerlei Verbundenheitsgefühle. Obwohl es mir hier gut geht, ich lebe hier normal, aber nein«, antwortet sie. Sucht man Heimat vielleicht nur, wenn man sie wie ich glaubt, verloren zu haben? Fragt man sich nur dann, ob man noch irgendwo willkommen ist, wenn man einmal weggegangen ist?

Es ist Zeit, Kasachstan wieder zu verlassen. Meine Verwandten danken für den Besuch, Grüße soll ich ausrichten. Wieder Umarmungen, Küsse, Tränen. Ich sei jederzeit willkommen. Das spüre ich auch. Ich werde wiederkommen. Warum, weiß ich selbst nicht. Um an Omas Grab zu weinen vielleicht. Oder um Menschen zu treffen, die meine Großeltern gekannt haben und meine Eltern. Die meine Stirn küssen und mich Tochter nennen. Die mich zu Hause fühlen lassen, obwohl ich hier schon lange keins mehr habe. Und wo ich Wurzeln spüre, fest im Boden der Steppe, die mich immer wieder zurückbringen werden. ■



Bild: Katya Rempfer

Kurz & Bündig

Ira Peter ist freie Journalistin unter anderem für ZEIT online, FAZ und SWR Radio. Als Deutsche aus Kasachstan setzt sie sich seit 2017 öffentlich wie im Aussiedler-Podcast »Steppenkinder« mit russlanddeutschen Themen auseinander. Peter wurde mehrfach für ihre Arbeit ausgezeichnet, unter anderem 2022 mit dem »Goldenen Blogger

Award« für ihren Blog, den sie als Stadtschreiberin von Odessa 2021 führte, 2022 mit dem russlanddeutschen »Kulturpreis des Landes Baden-Württemberg« für »Steppenkinder« und 2023 mit dem »Recherchepreis Osteuropa« für ihre Recherche zu Frauen mit Behinderungen in Armenien. 2025 erschien ihr erstes Buch »Deutsch genug? Warum wir endlich über Russlanddeutsche sprechen müssen.«



Fotos: Thomas Koester, Bildrechte GHH

Dichter Buchenwald bei Brunshaupten



Wismar Wirtshaus »Alter Schwede«



Wismar, Gewerbegebiet

Sammlung neu entdeckt V – Die östliche Ostsee im letzten Jahrhundert

VON KATJA SCHLENKER

Im Fokus der fünften Präsentation aus den Sammlungsbeständen, ehemals »Ostdeutsche Artothek«, der Stiftung GHH, standen von April bis August 2025 ausgewählte Fotografien, Malerei und Grafik zur »Östlichen Ostsee im letzten Jahrhundert«.

Die Ostsee, deren Landschaft und Orte, Sehnsuchtsort für die Menschen aus den Großstädten, verbunden mit hellen Stränden, geflochtenen Strandkörben mit Wimpeln, Häfen mit Fischerbooten und schwarzauchenden Ausflugsdampfern, Fischern, die Netze flicken, Flaneuren auf Seebrücken, geheimnisvollen Buchenwäldern – das sind die Motive, die der unbekannte Fotograf des letzten Jahrhunderts auf den Glasplatten in den 1930er-Jahren festhielt. Der Fotokünstler Thomas Koester (Düsseldorf) hat einen Teil dieser Glasplatten für die Datenbank »museum digital« für die Stiftung bearbeitet und digitalisiert und gemeinsam mit dem Künstler Jan Stieding (Düsseldorf), der die Auswahl der Malerei und Grafik vornahm, für die Ausstellung kuratiert.



Fotos: Thomas Koester, Bildrechte GHH

Marianne Mangold-Nienhaus, Steilküste Ostsee, Aquarell, o.D.

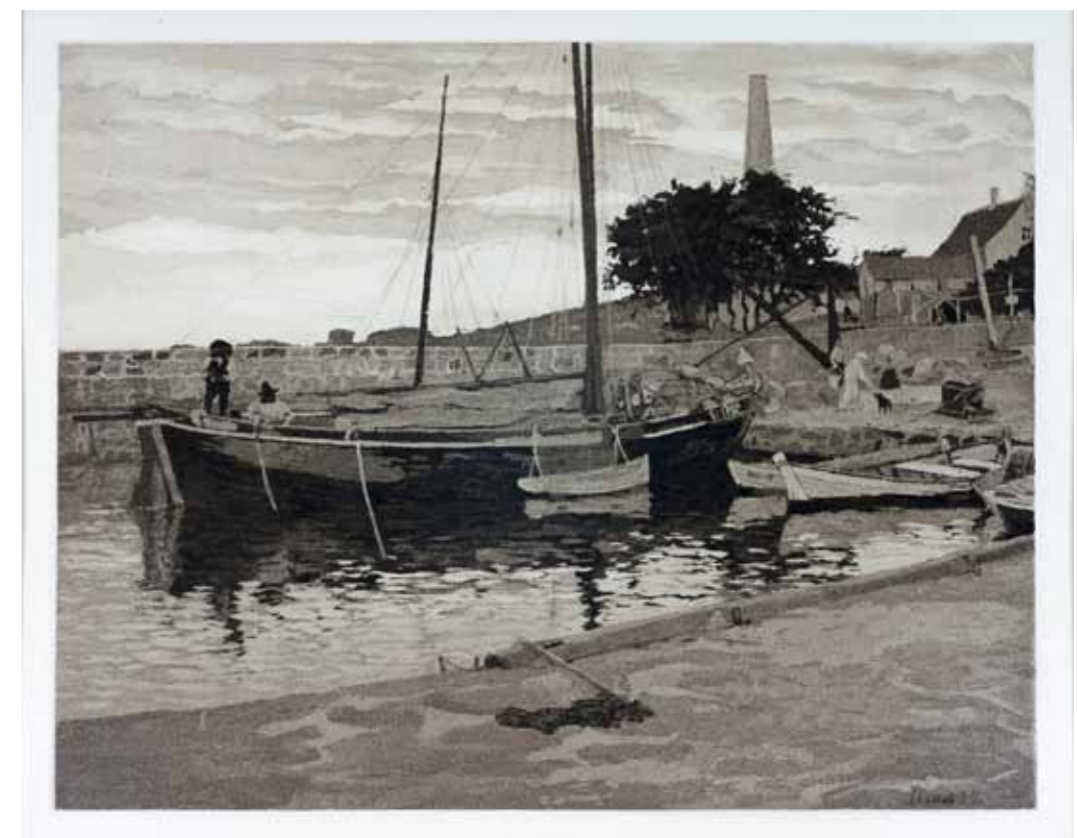
Die Glasplattennegative faszinieren als großformatige, originale Fotoabzüge durch die Zeitlosigkeit ihrer Motive und ihre über ein Jahrhundert erhaltene fotografische Qualität. Sie halten Stimmungen der Ostseebäder fest, z. B. von Brunshaupten und Arendsee (seit 1938 unter dem Ortsnamen Kühlungsborn vereint), von Graal oder der Insel Poel und zeigen Straßenzüge der noch nicht kriegszerstörten Hafenstädte Wismar und Stettin in den 1930er-Jahren. Östlich der Ostsee sind auch die ausgewählten Arbeiten in Malerei und Grafik verortet. Die Küstenlandschaft, das Meer und seine Häfen haben Künstlerinnen und Künstler seit jeher zu Motiven inspiriert. In der Ausstellung sind Werke von Ernst Mollenhauer (1892 Tapiaw – 1963 Düsseldorf), Gustav Boese (1878 Schwerin an der Warthe – 1943 Berlin), Arthur Degner (1888 Gumbinnen – 1972 Berlin), Otto Schliwinski (1928 Moldzien – 2024 Essen), Bodo Zimmermann (1902 Fliehne – 1945 verschollen bei Frankfurt a.d. Oder), Wilhelm Doms (1868 Ratibor – 1957 Berlin) und Marianne Mangold-Nienhaus (1909 Duisburg – 2007 unbekannt) versammelt. Viele von ihnen malten und zeichneten bis 1945 immer wieder an Orten wie Swinemünde, Neukuhren (heute Pionerski, Oblast Kaliningrad), Nidden (heute Nida, Litauen), an der Kurischen Nehrung und generell im Memelland.



Arthur Degner, Blick auf das Haff, Radierung, 1920



Otto Schlawinsky, Nidden, o.D.



Wilhelm Doms, Swinemünde, Aquatinta, 1909

Besonders Nidden, eine Künstlerkolonie zwischen Ostsee und Kurischem Haff, spielte als Ort der Inspiration und Begegnung eine wichtige Rolle für Künstlerinnen und Künstler sämtlicher Sparten. In den 1890er-Jahren gegrün-



Fotos: Thomas. Koester, Bildrechte GHH

Wisente bei Brunshaupten

det, ist sie die älteste Künstlerkolonie der Ostseeküste. Den kleinen Fischerort Nidden entdeckten zunächst Literaten in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts für sich. Ende des 19. Jahrhunderts verbrachten Professoren und Studenten der Königsberger Kunstakademie die Sommerwochen in Nidden. Viele der Künstlerinnen und Künstler wohnten in dem Gasthaus, das Hermann Blode 1867 in Skruzdyne eröffnete und das mit seiner »Künstlerveranda« zum Zentrum für Diskussionen über Kunst, Musik und Dichtung in der Kolonie wurde.

Das Hotel seines Schwiegervaters Blode übernahm Ernst Mollenhauer (1892–1963 in Düsseldorf). Mollenhauer, der in der Sammlung des GHH mit einigen Werken vertreten ist, wurde in seiner Arbeit stark von den Expressionisten Karl Schmidt-Rottluff und Max Pechstein (1881–1955) beeinflusst, der ebenfalls kam und hier immer wieder bis 1939 malte, nachdem er in einer Ausstellung in Berlin 1909 Landschaftsbilder von Ernst Bischoff-Culm von Nidden gesehen hatte. Ernst Bischoff-Culm (1870 in Culm), der ebenso wie sein Berliner Sezession-Freund Lovis Corinth (1858–1925) ein prägender Künstler der Künstlerkolonie Nidden war, nahm sich 1917 das Leben, als Folge des Verlustes beider Hände als Soldat in Frankreich.

Nachdem 1923 der Anschluss des Memelgebiets an Litauen erfolgte, kamen auch litauische Künstler auf die Kurische Nehrung. In den 1930er-Jahren entstanden in Nidden Atelierhäuser im architektonischen Stil der Kurischen Nehrung. Auch Thomas Mann ließ sich dort 1929/1930 ein Sommerhaus bauen. Das Baugrundstück vermittelte Ernst Mollenhauer. Als 1933 die Aktionen der Nationalsozialisten gegen die Moderne begannen und »entartete



Ostseebad Insel Poel, Kirchdorf



Stettin, Straßenblick



Ostseebad Brunshaupten



Café Haiifisch in Ribnitz

Kunst« aus den Museen in Deutschland entfernt wurde, blieb Nidden, fernab des Trubels, eine intellektuelle Insel und die Freiheit in der Kunst schien hier noch möglich.

In Nidden haben bis 1945 mehr als 200 Künstlerinnen und Künstler – die Hälfte von ihnen kam aus Ostpreußen – gearbeitet und zeitweise dort gelebt. Mit dem Zweiten Weltkrieg endete die Geschichte der Niddener Künstlerkolonie. Die eindrucksvolle Gemäldesammlung des Hauses Blode wurde Anfang 1945 vernichtet, ebenso wie viele Ateliers und deren Inhalt.

Auch wenn als Folge des Zweiten Weltkrieges eine Rückkehr an den Sehnsuchtsort Nidden und an die östliche Ostsee dauerhaft unmöglich wurde, sind die Motive im Kopf und die Erinnerungen an jene Ostsee-Landschaft, die nach dem Zweiten Weltkrieg dauerhaft zu Polen und Litauen gehörte, verhaftet geblieben, sodass auch Jahre später immer wieder Werke aus der Erinnerung dazu entstanden. Eine kleine Werksammlung befindet sich in der Stiftung GHH. ■

Die in der Ausstellung gezeigten Werke sind online über »museum-digital« einsehbar. Weitere Informationen sowie einen direkten Link zur Objektrecherche finden Sie unter www.g-h-h.de/ausstellung/sammlung



Ostseebad Arendsee, Brandung an der Seebrücke



Wismar, Blick auf Hafenbecken



Wald auf Insel Poel

Objekt und Geschichte – Teil I: Scherchen dirigierend. Grafik von Emil Stumpp (1886–1941)

VON WINFRID HALDER

Vorbemerkung

Seit einiger Zeit ist die Kuratorin der Stiftung Gerhart-Hauptmann-Haus, Dr. Katja Schlenker, darum bemüht, die stiftungseigene Sammlung nicht nur besser fachgerecht zu erschließen, sondern auch im ganz wörtlichen Sinn besser sichtbar zu machen als dies bisher der Fall war.¹ Augenfälliges (Zwischen-)Ergebnis dieser Bestrebungen waren bislang fünf von ihr kuratierte Ausstellungen, die jeweils an unterschiedlichen inhaltlichen oder regionalen Schwerpunkten orientiert waren. Zuletzt wurde in unserem Ausstellungsraum »Sammlung neu entdeckt V: Die östliche Ostsee im letzten Jahrhundert« präsentiert.²

Objekt und Geschichte gehören zusammen, das rangiert wohl unter den elementaren Grundsätzen musealer Vermittlung. Zwar hat auch die »einfache«,

nur die Gestaltung des (Kunst-)Gegenstandes in den Blick nehmende Betrachtung ihr gutes Recht, doch richtet sich gerade der geschichtswissenschaftliche Blick auf das »Mehr«, das sich mit dem Gegenstand verbindet. Schon 1944 schrieb der bedeutende, aus Breslau stammende, vom NS-Regime ins US-amerikanische Exil vertriebene Kulturphilosoph Ernst Cassirer (1874–1945): »Historische Gegenstände haben keine abgesonderte, eigenständige Realität; sie materialisieren sich in physikalischen Objekten. Doch trotz dieser Materialisierung gehören sie einer sozusagen höheren Dimension an. Was wir als Geschichtssinn bezeichnen, verändert die äußere Gestalt der Dinge nicht und entdeckt in ihnen auch keine neue Qualität. Allerdings verleiht dieser Geschichtssinn den Dingen und Ereignissen eine Tiefendimension.«³ An ausgewählten Beispielen wollen wir uns – in Verbindung mit dem auch in Zukunft fortgesetzten Ausstellungs-Zyklus »Sammlung neu entdeckt« – dieser Tiefendimension annähern.

³ Zit. n. Flügel, Katharina: Einführung in die Museologie, Darmstadt 2005, S. 102.

¹ Weitere Angaben finden sich unter www.g-h-h.de/ausstellung/sammlung

² 11. April bis 15. Juli 2025; siehe auch unter www.g-h-h.de/ausstellung/archiv

Scherchen dirigierend – Ein Werk von Emil Stumpp, präsentiert in »Sammlung neu entdeckt III: Ausgewählte Werke zu Königsberg i. Pr. aus der ‚Ostdeutschen Artothek‘« (11. Mai bis 31. August 2023, www.g-h-h.de/ausstellung/ausstellung-sammlung-neu-entdeckt-iii)



Mir ist er gleich aufgefallen, der Dirigent. Ich weiß sogar noch, wo er platziert war in unserem Ausstellungsraum.

Vielleicht hat mich das Bild angezogen, weil ich als musikin-teressierter Mensch, aber, wohlgerne, vollständiger musikalischer Laie, mich für diese Protagonisten vor dem

Arnold Schönberg, Otto Klemperer und Hermann Scherchen (v. li. n. re.) 1924 in Donaueschingen.



Bild: Wikipedia

Orchester ein wenig interessiere, biographisch-historisch sozusagen, also im Rahmen dessen, was mir als Historiker zugänglich ist. Denn nicht selten sind ihre Lebenswege exemplarisch, sagen mithin nicht nur etwas über die konkrete Person aus, sondern auch über die zugehörige(n) Generation(en) – und nicht zuletzt über das Verhältnis von Kunst, Gesellschaft und Politik. Ich habe, manche Leserin und mancher Leser mag sich entsinnen, zu früheren Ausgaben des West-Ost-Journals Beiträge über Otto Klemperer (1885–1973), Bruno Walter (1876–1962) und Hans Pfitzner (1869–1949) beigesteuert. Was die jeweilige künstlerische oder im engeren Sinne musikalische Leistung und Bedeutung der

Genannten oder anderer angeht, so kann ich selbst dazu nur sagen »gefällt mir« oder »gefällt mir weniger«, mithin völlig subjektive Meinungen formulieren. Die kann man teilen oder nicht. Aber über die Lebenswege kann ich mehr sagen.

Er ist mir also gleich aufgefallen, der Dirigent. Beim ersten Hinsehen habe ich für einen Moment angenommen, es könnte sich um Otto Klemperer handeln, denn der Mann wirkt groß. Und Klemperer war körperlich bekanntermaßen ein Hüne (und musikalisch ein Riese, setze ich, völlig subjektiv, hinzu). Beim Herantreten an das Bild klärt sich ein derartiger Irrtum rasch auf, denn der Künstler hat vermerkt, wen er da gezeichnet hat. »Scherchen dirigierend« steht links unten auf der Zeichnung.

Hermann Scherchen also. Auf den bin ich viel später aufmerksam geworden als auf Otto Klemperer, von dem ich einige, vor rund 40 Jahren gekaufte Schallplatten besitze. Aber die Verwechslung ist nicht völlig abwegig, denn Scherchen und Klemperer gehörten – grosso modo – der gleichen Generation an, Klemperer 1885 in Breslau geboren, Scherchen knapp sechs Jahre später, nämlich 1891 in Berlin. Kinder und Heranwachsende des späten deutschen Kaiserreichs beide also, beide also Zeitgenossen des so tief faszinierenden künstlerischen Umbruchs zwischen ausgehendem 19. und anbrechendem 20. Jahrhundert, als so vieles in atemberaubender Weise gleichzeitig ungleichzeitig war (die Maler Anton von Werner und Max Liebermann waren nahezu gleich alt, es genügt jeweils ein Blick auf jeweils nur ein Bild der beiden, um immerhin andeutungsweise zu erahnen, was ich meine, ganz subjektiv, na klar). Und die Verwechslung Klemperers und Scherchens war auch äußerlich nicht völlig abwegig, denn auch Scherchen war ein Brillenträger von großer Statur.

Auf einem Foto von 1924 – aufgenommen bezeichnenderweise bei den 1921 begründeten, bis heute fortgeführten Donaueschinger Musiktagen für zeitgenössische Kunstmusik – stehen sie nebeneinander, Klemperer und Scherchen. Und wenn man in Rechnung stellt, dass Scherchen ein wenig weiter vorn steht, wird deutlich, dass ihn nicht allzu viel trennte von den 1,95 m Klemperers. Der dritte im Bunde wirkt dagegen eher klein und schwächling, in der Tat maß Arnold Schönberg (1874–1951) körperlich lediglich etwas mehr als 1,60 m – musikalisch aber gehört er zu den Größten seiner Zeit und darüber hinaus. Das ist wieder eine Laienmeinung meinerseits, ich bin aber sehr sicher, dass die beiden Vollblut- und Berufsmusiker Klemperer und Scherchen dies sofort bestätigen würden.

Scherchen also. Und der Zeichner Emil Stumpp – auf den natürlich noch zurückzukommen sein wird – hat dafür gesorgt, dass wir sozusagen hören können, was gerade gespielt wird. Stumpp hat das Bild im ostpreußischen Königsberg gezeichnet. Dort leitete Hermann Scherchen seit 1929 das Orchester der »ORAG«, der »Ostmarken Rundfunk AG«, eines ursprünglich privaten, 1924 gegründeten Rundfunksenders also, der vor allem – technisch bedingt – in Königsberg selbst, weiten Teilen der damaligen preußischen Provinz Ostpreußen und im damaligen Freistaat Danzig zu empfangen war. Stumpp hat seine Zeichnung auch datiert, nämlich am 21. März 1930, wie rechts unten zu sehen ist. Ein überlieferter Programmzettel gibt Aufschluss darüber, was an jenem Tag auf den Notenpulten lag.

Sinfonie-Konzerte Folge A

Konzertplan 1929/30

1. Freitag, den 4. Oktober 1929
Solist: Emanuel Feuermann (Violoncello)

1. I. Sinfonie Beethoven
2. Cellokonzert Dvorak
3. III. Sinfonie Brahms

2. Freitag, den 1. November 1929
Solist: Josef Szigeti (Violine)

1. Overtüre zu „Die Ruinen von Athen“ und „Türkischer Marsch“ daraus Beethoven
2. Rhapsodie für Violine und Orchester Bartók (Uraufführung)
3. Violinkonzert D-dur (zum ersten Mal) Buxtehude
4. II. Sinfonie Bruckner

3. Freitag, den 13. Dezember 1929
Solist: Leopold Premyslaw (Violine)

1. III. Sinfonie (Eroica) Beethoven
2. Violinkonzert Tschikowsky
3. Overtüre „Boriss Godunow“ Berlioz

4. Freitag, den 24. Januar 1930
Solist: Professor Carl Friedberg (Klavier)

1. Sonata für Orchester Hindemith (zum ersten Mal)
2. Klavierkonzert B-dur Brahms
3. VI. Sinfonie Bruckner

Sinfonie-Konzerte Folge B

Konzertplan 1929/30

1. Freitag, den 18. Oktober 1929
Solistin: Alma Moodie (Violine)

1. Overtüre „Coriolan“ Beethoven
2. Violin-Konzert (zum ersten Mal) Kowak
3. III. Sinfonie Bruckner

2. Freitag, den 22. November 1929
Solistin: Lubka Koleska (Klavier)

1. VII. Sinfonie Beethoven
2. Klavier-Konzert A-dur Liszt
3. Letzte Suite (zum ersten Mal) Strawinsky

3. Freitag, den 3. Januar 1930
Solistin: Gerda Netze (Klavier)

1. Grandiose Overtüre (zum ersten Mal) Toch
2. Klavier-Konzert a-moll Schumann
3. II. Sinfonie Brahms

4. Freitag, den 21. März 1930
Solist: Stefan Frenkel (Violine)

1. Overtüre Ray Blas Mendelssohn
2. Konzert für Violine und Orchester Jarnach (zum ersten Mal)
3. IV. Sinfonie d-moll Schumann

K. Jüterbock & Co.

Demnach Felix Mendelssohn Bartholdy (1809–1847) und Robert Schumann (1810–1856), der eine gebürtiger Hamburger, der andere aus Zwickau stammend, beide jedoch auch mit der Musiktradition in Düsseldorf verwoben. Und als Königsberger Erstaufführung wurde das Violinkonzert von Philipp Jarnach (1892–1982) gespielt, der kurz zuvor die Meisterklasse für Komposition an der Kölner Musikhochschule übernommen hatte und dort mehr als zwei Jahrzehnte unterrichtete. Solist war der herausragende Stefan Frenkel (1902–1979), der aus Warschau stammte.

Das Königsberger Programm-Blatt spiegelt beispielhaft wider, was Hermann Scherchens künstlerische Mission ausmachte: Er dirigierte Werke der klassischen sinfonischen Tradition, darunter solche Beethovens, Brahms' und Bruckners, die gewiss überwiegend dem interessierten Publikum geläufig waren. Und die daher sicherlich auch viele Menschen in die Konzerte zogen. Er verband diese aber konsequent mit zeitgenössischen Werken, die er gerade auch durch die Rundfunkarbeit, die er so helllichtig und technikaffin wie kaum ein anderer Dirigent seiner Zeit in ihrer damals neuartigen Bedeutung erkannte und nutzte, über den Konzertsaal hinaus bekannt machen konnte. So war es also das Königsberger Publikum und die Hörer der ORAG, denen erstmals überhaupt Béla Bartóks (1881–1945) Rhapsodie Nr. 1 für Violine und Orchester zu Gehör gebracht wurde. Bartók, der wohl wichtigste Repräsentant der Musik des 20. Jahrhunderts aus Ungarn, hatte das Stück 1928 geschrieben. Der unter Scherchens Leitung musizierende Solist Joseph Szigeti (1892–1972) war nicht nur ein ungarischer Landsmann Bartóks, in Budapest geboren und im nördlichen Siebenbürgen aufgewachsen, sondern auch der Widmungsträger des Werkes. Und er war 1930 zudem längst auf dem Weg dazu einer der

Weltstars unter den Geigern des 20. Jahrhunderts zu werden. Die Uraufführung von Bartóks Rhapsodie war nur eine von Hunderten Erstaufführungen zeitgenössischer Kompositionen, für die Hermann Scherchen in seinem künstlerischen Leben Verantwortung trug. Kaum ein anderer Orchesterleiter hat das in diesem Umfang getan, wobei Scherchen natürlich klar war, dass es erheblich schwieriger ist dafür Publikum zu interessieren als für das allbekannte klassische Repertoire.

Wie groß die Überzeugungskraft Scherchens für die Umsetzung seiner Mission gewesen sein muss,

mag man an zwei Sachverhalten ermesen: Als er 1929 die Leitung des ORAG-Orchesters übernahm, umfasste es 36 Musiker. Schon im Folgejahr wurde es auf nicht weniger als 59 Musiker verstärkt, womit Scherchens Aufführungsmöglichkeiten natürlich bedeutend verbessert wurden. Das Orchester machte damit deutlich mehr als die Hälfte der fest angestellten ORAG-Mitarbeiter aus. Und die Personalausweitung fand gerade nach Beginn der Weltwirtschaftskrise statt! Nicht zuletzt im Kulturbereich wurde drastisch gespart. Klemperer etwa verlor wenig später »seine« Krolloper in Berlin, damals das zweite öffentlich getragene Opernhaus in Berlin neben der Staatsoper Unter den Linden, die er als Chefdirigent seit 1927 seinerseits zu einem Zentrum der musikalischen Moderne gemacht hatte. Das staatlich geförderte Haus wurde, formal aus Kostengründen, geschlossen, es hatte aber zuvor zahlreiche publizistische Angriffe wegen der Programmpolitik gegeben.⁴ Anders erstaunlicherweise bei Scherchen, obwohl der sich in Königsberg in einem stark konservativ, dann sprunghaft nationalsozialistisch geprägten Umfeld bewegte. Zwar gab es im damaligen Reichstagswahlkreis I (Ostpreußen) auch eine bemerkenswert starke Sozialdemokratie – doch zwischen 1921 und 1928 war regelmäßig die rechtsnationale DNVP stärkste politische Kraft dort, um dann von der NSDAP abgelöst zu werden. Diese erreichte in der Reichstagswahl im September 1930 schon 22,5 % der abgegebenen Stimmen, bei der folgenden Reichstagswahl im Juli 1932 gar 47,1 % (bei erstgenannter Wahl rund 4 %, bei der letztgenannten Wahl fast

⁴ Zur auch politisch höchst bedeutsamen Geschichte des kriegsbedingt nicht mehr existierenden Gebäudes in der Nähe des heutigen Kanzleramtes: www.bundestag.de/parlament/geschichte/schauplaetze/kroll_oper/kroll_oper-199642.

10 % über dem Reichsdurchschnitt der NSDAP-Ergebnisse). Scherchen, der seine sozialistischen Überzeugungen nicht verbarg (ohne sich je einer Partei anzuschließen), war vielen sicherlich politisch alles andere als genehm. Es gab gegen ihn, ähnlich wie im Falle Klemperers, von NS-Seite längst den Vorwurf des »Kulturbolschewismus«, vorerst indes ohne seine Arbeitsmöglichkeit einzuschränken.

So konnte er 1931 auch den jungen Dirigenten Leo Borchard (1899–1945) als Kapellmeister nach Königsberg holen. Mit dem hätte der polyglotte Scherchen auch Russisch sprechen können, denn Borchard, in Moskau geboren, war russlanddeutscher Herkunft. Scherchen sprach Russisch aus anderen Gründen, die noch darzulegen sind. Freilich endete die Zusammenarbeit der beiden schon im Folgejahr, da Scherchen Königsberg verließ und zudem auch das ORAG-Orchester von Kürzungen getroffen wurde. Borchard kehrte nach Berlin zurück, wo er nach 1933 als entschiedener Regimegegner schwierige Gratwanderungen und viele Gefährdungen vor sich hatte. Zusammen mit seiner Lebensgefährtin, der Journalistin Ruth Andreas-Friedrich (1901–1977)⁵ gehörte er später der Widerstandsgruppe »Onkel Emil« an, die nicht zuletzt aus rassistischen und politischen Gründen Verfolgten Unterschlupf- und Fluchtmöglichkeiten zu schaffen versuchte. Borchard wurde Ende Mai 1945 im inzwischen von der Roten Armee besetzten Berlin der erste Nachkriegsdirigent der Berliner Philharmoniker, denn deren eigentlicher »Chef« Wilhelm Furtwängler (1886–1954) hatte Auftrittsverbot, da er zuvor – wenngleich gewiss kein Nazi – seine Kompromisse mit dem Regime gemacht hatte. In den 1920er-Jahren hatte Furtwängler Hermann Scherchens Karriere gefördert. Leo Borchard jedoch wurde am 23. August 1945 im inzwischen in vier alliierte Sektoren aufgeteilten Berlin bei einem unglücklichen Zwischenfall von einem amerikanischen Wachtposten erschossen. Noch ein 80. Todestag, der in dieses Gedenkjahr 2025 fällt.⁶ Die Philharmoniker brauchten wieder händerringend einen Dirigenten, da kam der zu Studienzwecken in Berlin befindliche junge Rumäne Sergiu Celibidache (1912–1996) gerade recht. Bis zur Rückkehr Furtwänglers 1952 leitete Celibidache die Philharmoniker erfolgreich – als sich das Orchester nach Furtwänglers Tod 1954 entschied, die Chefdirigentenposition an das frühere NSDAP-Mitglied Herbert von Karajan (1908–1989) zu vergeben, verließ Celibidache dauerhaft verärgert Berlin – um nach weltweit zahlreichen anderen Engagements 1979 die Leitung der Münchner Philharmoniker zu übernehmen. Da hat der in München »Celi« genannte Dirigent auch mir, einem völlig unbedarften 17-jährigen Gymnasiasten erste eindrucksvolle Konzerterlebnisse beschert, dank eines klugen und einsatzfreudigen Musiklehrers an einem oberbayerischen Landgymnasium. Bald darauf habe ich mir

⁵ Vgl. unsere Veranstaltungsreihe »Ungleiche Worte«.

⁶ Vgl. unsere Veranstaltungsreihe »Fehlende Worte«.

die ersten Schallplatten gekauft, nicht mit dem »Celi«, denn der machte keine Aufnahmen, da er der Meinung war, Musik wirke immer nur im Augenblick der Aufführung, aber mit Otto Klemperer (der ungern Studioeinspielungen machte, aber das Geld brauchte).⁷ Merkwürdige Kreise ...

In der langen Karriere Hermann Scherchens als Dirigent blieb Königsberg eine bemerkenswert, aber verhältnismäßig kurze Etappe. Scherchen selbst scheint die Zeit in der ostpreußischen Hauptstadt jedoch in besonderer Erinnerung geblieben zu sein. Als er 1957 in Ost-Berlin für den Rundfunk ein langes autobiographisches Gespräch aufnahm, lauteten die ersten Sätze: »Mein Name ist Hermann Scherchen. Ich wurde Ehrendoktor der Königsberger Universität und Ehrenprofessor der Universität Santiago de Chile. Außerdem war ich vorübergehend drei Jahre lang Generalmusikdirektor in Königsberg.«

Da hatte Scherchen schon buchstäblich in der ganzen Welt dirigiert, diverse andere Positionen innegehabt, aber auf die Königsberger Bezeichnung »Generalmusikdirektor« war er offenkundig immer noch besonders stolz. Und stolz war er besonders auch auf den Doktor h. c., den ihm die altherwürdige »Albertina«, die Königsberger Universität, an der einst Immanuel Kant gelehrt hatte, verliehen hatte (1930). Scherchens Stolz auf diese Auszeichnungen ist mehr als verständlich: Er wurde, wie erwähnt, 1891 in Berlin geboren. Sein Vater war Gastwirt und einer der vielen Zuwanderer, die mit dafür sorgten, dass Berlin, das mit rund 800.000 Einwohnern 1871 Reichshauptstadt geworden war, zum Zeitpunkt von Hermann Scherchens Geburt schon weit mehr als doppelt so viele Einwohner hatte. Die familiären Wurzeln Scherchens väterlicherseits lagen in Schlesien, wie bei so vielen anderen Neu-Berlinern. Das Elternhaus war kaum in der Lage seiner früh hervortretenden Leidenschaft für die Musik Rechnung zu tragen. Immerhin bekam er als Sechsjähriger seine erste Geige geschenkt und konnte Unterricht nehmen, weil sein älterer Bruder, der eigentlich dazu bestimmt war, keine Neigung dafür hatte. Bald spielte er neben Geige auch Bratsche. Obwohl Scherchen gerne Abitur gemacht hätte, musste er nach dem frühen Tod des Vaters als 15-Jähriger die Realschule verlassen, da er zum Lebensunterhalt der Familie beitragen musste. Der Ehrendoktor der »Albertina« hat also niemals eine Hochschule besuchen können. Scherchen blieb ein leidenschaftlicher Autodidakt und »erspielte« sich mit der Geige ein bescheidenes Einkommen, da er sich kleinen Ensembles anschloss, die in Gastwirtschaften Tanz- und Unterhaltungsmusik spielten. Daneben sang er in verschiedenen Chören mit, was seine musikalischen Kenntnisse und Einsichten weiter schärfte. Schon bald spielte der junge Scherchen auch im »Blüthner-Orchester«, einem privat finanzierten Sinfonie-

⁷ Celibidaches hochgerühmte Interpretationen wurden indes doch mitgeschnitten und nach seinem Tod veröffentlicht.

orchester. Wenig später war er so weit, dass er aushilfsweise auch bei den Berliner Philharmonikern mitspielte. So hatte Scherchen gewissermaßen automatisch die Möglichkeit, die Arbeit führender Dirigenten im Berlin dieser Zeit unmittelbar vor dem Ersten Weltkrieg aus nächster Nähe zu beobachten, darunter Richard Strauss (1864–1949) oder Arthur Nikisch (1855–1922), Furtwänglers Vorgänger bei den Berliner Philharmonikern. Im September 1910 spielte Scherchen in München in dem Orchester, das unter der Leitung des Komponisten Gustav Mahlers (1860–1911) gewaltige 8. Sinfonie uraufführte. Mahler machte nachhaltigen Eindruck auf ihn – Scherchen hat später Sinfonien Mahlers aufgeführt und eingespielt, als dieser von vielen als Komponist noch ignoriert, mindestens unterschätzt wurde. Neben der Musik Mahlers beschäftigte sich Scherchen bald auch mit der Arnold Schönbergs, den er 1911 auch persönlich kennenlernte. Obwohl Scherchen bis dahin nur gelegentlich als »Ersatzmann« dirigiert hatte, übertrug ihm Schönberg bald die Leitung des Orchesters, als sein damals höchst umstrittenes Werk »Pierrot lunaire« in einer Art Tournee durch verschiedene Städte vorgestellt wurde, da Schönberg sich außerstande sah, alle Konzerte selbst zu dirigieren. Hermann Scherchens Laufbahn als Dirigent blieb stets mit dem Werk Arnold Schönbergs verbunden. In einem Brief vom November 1932 schrieb Scherchen über Schönberg »[...] das ist doch der größte Musiker seit Beethoven«.

Anfang 1914 wurde der noch nicht 22-jährige Scherchen als Kapellmeister für die Sommersaison ins damals zum russischen Zarenreich gehörende Riga verpflichtet. Dort sollte er für ein wohlhabendes, nicht selten baltendeutsches Publikum ein reichhaltiges Programm sinfonischer Werke und Unterhaltungsmusik dirigieren. In Riga wurde der junge Deutsche dann vom Ausbruch des Ersten Weltkriegs überrascht. Als »feindlicher Ausländer« wurde Scherchen interniert, wurde später an verschiedenen Orten in Zentralrussland und Sibirien festgehalten. Dort schlug er sich zeitweilig als Uhrmachergehilfe durch, gab Musikunterricht in privater Form, später an einer Schule und lernte Russisch. Scherchen erlebte im zusammenbrechenden Zarenreich 1917 die Februar- und dann die Oktoberrevolution mit, nicht ohne Sympathie für die Bestrebungen der Bolschewiki unter Wladimir I. Lenin. Im April 1918, nach fast vier Jahren Internierung, konnte er nach Berlin zurückkehren. Scherchen kam nicht nur um zahlreiche Erfahrungen reicher wieder nach Deutschland, das bald auch Republik wurde, er brachte auch etwas mit. In Russland hatte er ein Lied kennengelernt, das zu einer der bekanntesten Hymnen der Arbeiterbewegung wurde: »Brüder, zur Sonne, zur Freiheit«, das der Dichter Leonid Radin (1860–1900) kurz vor seinem Tod auf eine bekannte Volksweise geschrieben hatte. Erst Scherchens Übersetzung machte das Lied auch in der deutschen Arbeiterbewegung heimisch.

Brüder, zur Sonne, zur Freiheit

1. Brü - der, zur Son - ne, zur Frei - heit,
Brü - der, zum Licht - te em - por.
Hell aus dem dunk - len Ver - gang - nen
leuch - tet die Zu - kunft her - vor!

1. Brüder, zur Sonne, zur Freiheit,
Brüder, zum Lichte empor.
Hell aus dem dunklen Vergangnen
Leuchtet die Zukunft hervor!
2. Seht, wie der Zug von Millionen
Endlos aus Nüchternem quillt.
Bis euer Sehnsucht Verlangen
Himmel und Nacht überschwillt.
3. Brüder, in eins nun die Hände,
Brüder das Sterben verlacht;
Ewig der Sklav'rei ein Ende,
Heilig die letzte Schlacht!

Text: Leonid P. Radin Musik: Russische Volksmelodie
Übersetzung: Hermann Scherchen
aus: Liederbuch des Reichsbanners, Dietz-Verlag, Berlin.

In einem zaristischen Gefängnis schrieb der junge revolutionäre Wissenschaftler Leonid Radin 1897 die international weit verbreitete Arbeiterhymne. In Deutschland wurde das Lied durch den Dirigenten Hermann Scherchen bekannt, der es 1918 aus der russischen Kriegsgefangenschaft mitgebracht hatte. In der Zeit der Weimarer Republik wurde folgende Zusatzstrophe viel gesungen:

"Brechet das Joch der Tyrannen,
Die uns so grausam gequält.
Schwenket die blutrote Fahne
Über der Arbeiterwelt!"

In den 1920er-Jahren leitete Hermann Scherchen in Berlin verschiedentlich auch Arbeiter-Chöre, allerdings ohne sich unmittelbar parteipolitisch zu engagieren. Ansonsten war er auf vielen Feldern ein immer wichtiger werdender Förderer der zeitgenössischen Musik, publizierte, organisierte Konzerte und Fachtagungen und dirigierte natürlich zudem zahllose Uraufführungen mit verschiedenen Orchestern, wirkte auch publizistisch, wurde ein im In- und Ausland gefragter Gastdirigent, so auch seit 1922 im schweizerischen Winterthur, was für ihn noch ungeahnte Bedeutung haben sollte. Schon 1924 dirigierte er erstmals ein Konzert für den Rundfunk mit ebenfalls weitreichenden Folgen. Dass mit der Installierung der NS-Diktatur für den »Kulturbolschewisten« Scherchen in Deutschland kein Bleiben war, lag auf der Hand. Wie so viele andere Künstler, darunter Otto Klemperer, Bruno Walter, Arnold Schönberg und viele, viele andere verließ er das Land. Da Scherchen das andauernde Engagement in Winterthur hatte, war es für ihn einfacher als für viele andere Verfolgte in die Schweiz zu emigrieren. Zeitweilig hielt er sich auch in Belgien auf, blieb eine Schlüsselfigur der internationalen zeitgenössischen Musikpflege,

arbeitete vor dem Beginn des Zweiten Weltkrieges weiterhin in vielen europäischen Ländern als Dirigent und Organisator. Im Sommer 1939 war er in Tel Aviv, Haifa und Jerusalem als Gastdirigent des kurz zuvor überwiegend aus emigrierten jüdischen Musikern formierten »Palestine Symphony Orchestra« tätig, aus dem später das bis heute existierende »Israel Philharmonic Orchestra« hervorging.

Von der Schweiz aus blieb Hermann Scherchen auch nach 1945 ein unermüdlicher Herold der zeitgenössischen Musik, jetzt wieder mit fast gesamteuropäischer Reichweite. Am 20. August 1950 dirigierte er in Darmstadt die europäische Erstaufführung des tief erschütternden Spätwerks von Arnold Schönberg »A Survivor from Warsaw«. Schönberg war im Sommer 1933 in die USA emigriert, er starb im Juli 1951 in der Nähe von Los Angeles. Wirft man allein einen Blick auf den Königsberger Programmzettel von 1929/30 wird der künstlerische Aderlass erahnbar, den die rassistische und modernitätsfeindliche »Kulturpolitik« des NS-Regimes für Deutschland bedeutete: Außer Scherchen emigrierten aus NS-Deutschland oder aus von diesem bedrohten Teilen Europas Emanuel Feuermann (1902–1942), Joseph Szigeti, Béla Bartók, Hans Ferdinand Redlich (1903–1968), Ernst Krěnek (1900–1991), Lubka Kolessa (1902–1997), Igor Strawinski (1882–1971), Ernst Toch (1887–1964) und Stefan Frenkel, also die Mehrheit der Solistinnen und Solisten, mit denen Scherchen in Königsberg zusammengearbeitet hatte, und fast alle der lebenden Komponisten, deren Werke er aufgeführt hatte. Scherchen begann in der Nachkriegszeit, ausgehend von seinen Erfahrungen mit dem Radio, sich auch mit elektronisch erzeugter Musik auseinanderzusetzen. Er blieb zudem ein »politischer« Dirigent: Im März 1951 dirigierte er in Ost-Berlin die Uraufführung der Oper »Die Verurteilung des Lukullus«, deren Musik der von Schönberg beeinflusste Paul Dessau (1894–1979) geschrieben hatte, der Text stammte von Bert Brecht (1898–1956). Als die kommunistische Führung des inzwischen gegründeten SED-Staates gegen das Werk zu polemisieren begann und es des »Formalismus« zieh, reagierte Scherchen höchst verärgert. Er war nach wie vor nicht bereit, sich politischen Interventionen in künstlerischen Belangen zu beugen, auch wenn diese von »links« kamen. Die gegen den angeblichen »Formalismus« gerichtete Doktrin der SED folgte getreulich dem Vorbild der Kunstpolitik der stalinistischen Sowjetunion, die in der Formulierung ebenso vage (daher unberechenbar) wie im Kern modernitätsfeindlich war. In der Sowjetunion bekamen dies nicht zuletzt Scherchens Komponisten-Zeitgenossen Dimitri Schostakowitsch (1906–1975) und Sergej Prokofiew (1891–1953) zu spüren, die zeitweilig nicht nur in ihrem künstlerischen Schaffen, sondern auch physisch bedroht waren (während Tausende andere Künstlerinnen und Künstler schon seit den 1930er-Jahren den mörderischen »Säuberungen« Stalins zum Opfer fielen).

Die von Scherchen dirigierte »Probeaufführung« von Dessaus Oper, die auf Geheiß der politischen Führung nur als »geschlossene Veranstaltung« stattfinden durfte, wurde zum Triumph – obwohl das Publikum aus der staatsnahen »Freien Deutschen Jugend« rekrutiert worden war und eigentlich protestieren sollte. Der »Lukullus« verschwand trotzdem aus dem Spielplan, Scherchen dirigierte bald darauf die westdeutsche Uraufführung in Frankfurt am Main. Im Zeichen des Antikommunismus und des Kalten Krieges sah sich Scherchen gleichwohl auch in westlichen Ländern, nicht zuletzt in der Schweiz Angriffen ausgesetzt, weil er überhaupt im Ostblock arbeitete.

Neben seinem fortdauernden Einsatz für die Gegenwartsmusik pflegte Hermann Scherchen weiterhin nicht minder entschieden das klassische Repertoire. Zwischen 1951 und 1954 spielte er etwa mit dem London Philharmonic Orchestra und dem Orchester der Wiener Staatsoper alle Beethoven-Sinfonien auf Schallplatte ein. Der Zyklus gilt bis heute als »Geheimtipp« und es ist wirklich frappierend zu hören, wie temperamentvoll, straffe Tempi vorgehend der inzwischen über 60 Jahre alte Scherchen diese Werke interpretierte. Wer »reinhören« möchte, wird leicht im Internet fündig. 1961 wurde Hermann Scherchen 70 Jahre alt – was für ihn keinen Grund darstellte das Maß seines Wirkens als Dirigent und »Musik-Manager« auch nur einzuschränken. Im Folgejahr führte ihn eine Tournee nach Südamerika, 1964 war er wieder in New York zu Gast und in Italien war er ohnehin jedes Jahr, nicht zuletzt an der Mailänder Scala. Am 07. Juni 1966 dirigierte Scherchen in Florenz die Premiere der Oper »Orfeide« des mit ihm befreundeten Komponisten Gian Francesco Malipiero (1882–1973). Fünf Tage später starb Hermann Scherchen in Florenz kurz vor seinem 75. Geburtstag an den Folgen eines Herzinfarkts.

Doch das war bisher nur die eine Seite der Geschichte. Die andere Seite, die Geschichte des Zeichners Emil Stumpp wird noch beklemmender. Aber zunächst ist bei der Betrachtung des Bildes eindrucksvoll, wie treffsicher Stumpp Hermann Scherchens Körpersprache beim Dirigieren »eingefangen« hat. Wer mag, kann sich dazu auf »YouTube« Konzert- und Probenmitschnitte anschauen, die mit dem weit älteren Scherchen in den frühen 1960er-Jahren aufgenommen wurden. Emil Stumpp war, als er Scherchen 1930 in Königsberg zeichnete, längst ein erfahrener, renommierter Pressezeichner. Stumpp war wenige Jahre älter als Hermann Scherchen, er wurde im März 1886 in Neckarzimmern (nördlich von Heilbronn) in einer Gärtnerfamilie geboren. Er wuchs bald darauf in Worms auf. Frühzeitig kunstinteressiert, studierte Stumpp in Karlsruhe, Marburg, Berlin und Uppsala Kunstwissenschaft und Philologie. Er heiratete noch

als Student, bekam mit seiner aus Schweden stammenden Frau Hedwig fünf Kinder. Früh verwitwet, wurde er allein erziehender Vater, unterstützt indes von seiner Schwester. Stumpp wurde als Leutnant der Reserve zu Beginn des Ersten Weltkriegs einberufen, in Frontverwendungen wurde er vier Mal verwundet. Zuletzt war als Adjutant des Bahnhofskommandanten in Königsberg eingesetzt, wo Stumpp dann nach Kriegsende blieb, vorübergehend auch in einem Arbeiter- und Soldatenrat engagiert. Stumpp wurde in dieser Zeit auch SPD-Mitglied. Zwischen 1920 und 1924 war er als Lehrer am berühmten Königsberger Hufengymnasium tätig, wo er mit gleichfalls dort unterrichtenden, später als Schriftsteller berühmt werdenden Ernst Wiechert (1887–1950) enge Freundschaft schloss. Daneben arbeitete Stumpp auch künstlerisch. Er begann sich auf Porträtzeichnungen zu spezialisieren, die bald von zahlreichen Zeitungen gedruckt wurden, so dass Stumpp diese Tätigkeit zu seinem Haupterwerb machte und aus dem Schuldienst ausschied. Er arbeitete zeitweilig in Berlin, seine Familie blieb in Königsberg. Ein Hauptabnehmer von Stumpps Zeichnungen wurde der politisch linksliberal ausgerichtete »Dortmunder Generalanzeiger«. Im Rahmen seiner Tätigkeit als Pressezeichner entstand offenkundig auch Stumpps Zeichnung des Scherchen-Konzertes in Königsberg am 21. März 1930.



Bild: Wikipedia

Am 20. April 1933 veröffentlichte diese Zeitung, pünktlich zu Hitlers 44. Geburtstag und wenige Wochen nach dessen Installierung als Reichskanzler, eine Porträtzeichnung Emil Stumpps des »Führers«.

Diese wurde von den örtlichen NS-Funktionären in Dortmund als böswillige Karikatur wahrgenommen und hatte Sanktionen gegen die Zeitung und den Zeichner zur Folge. Stumpp erhielt Publikationsverbot und verlor damit seinen Haupterwerb. Mühsam erhielt er sich und seine Familie in der Folgezeit als Landschaftsmaler und privater Porträtzeichner. Er reiste, solange dies möglich war, auch öfter ins Ausland. Als Emil Stumpp im Februar 1940 aus Schweden nach Königsberg zurückkehrte, weil seine Tochter schwer erkrankt war, erhielt er anschließend keine Ausreiselerlaubnis mehr. Während eines Aufenthalts auf der Kurischen Nehrung äußerte sich Stumpp unvorsichtig regimekritisch und unterhielt sich mit französischen Kriegsgefangenen, wurde prompt denunziert und im Januar 1941 vom Sondergericht Königsberg auf der Grundlage des »Heimtückegesetzes« (1934), also eines der Unrechtsinstrumente der NS-Diktatur, das eine unbeschränkte, pseudolegale politische Verfolgung ermöglichte, zu einem Jahr Gefängnis verurteilt. Die ersten sechs Monate der Haft verbrachte Stumpp im Königsberger Gefängnis, durch schwere Unterernährung und die auch sonst desaströsen Haftbedingungen verlor er massiv an Gewicht. Anfang April 1941 wurde er mit anderen Mitgefangenen in das Gefängnis im westpreußischen Stuhm verlegt, die Fahrt in ungeheizten Waggons trug dem geschwächten Stumpp eine Lungenentzündung ein, an der er am 05. April 1941 in Stuhm starb, nur 55 Jahre alt.

Ernst Wiechert, der trotz zahlreicher Repressionen das NS-Regime überlebte, schrieb in seinen Erinnerungen über Emil Stumpp: »Wir hatten [...] lange mit dem Zeichner Emil Stumpp gesprochen, mit dem wir sehr befreundet waren und der in allen Ländern Europas zuhause war. Er war ein überzeugter Sozialist und ein Mensch mit eigenen Gedanken, ein furchtloser und makelloser Charakter [...] Stumpp war einer der ganz wenigen treuen Freunde, auf die man wie auf einen Felsen bauen konnte. [...] [Er] ist während der Haft gestorben, aufrecht und furchtlos, und wenn ich mich seines Löwenhauptes erinnere, erinnere ich mich auch des Besten, was ich auf dieser Erde besessen habe: der Freundschaft und Liebe der wenigen Furchtlosen, die wir in unserem Lande in den Zeiten der Furcht gehabt haben.« Einer derartigen Würdigung ist schwerlich etwas hinzuzufügen. Allenfalls der Hinweis, dass das Werk Emil Stumpps neuerdings wieder verstärkt beachtet wird.⁸ ■

⁸ Vgl. www.emil-stumpp.de/: Hier gibt es auch, neben vielen, vielen anderen Emil Stumpps Porträts von Otto Klemperer und Leo Borchard zu entdecken.

Ein besonderes Jubiläum

25 Jahre Düsseldorfer Beiträge zur interkulturellen Verständigung »Respekt und Mut«

VON VOLKER NEUPERT

Mit langem Atem in guter Form

Als demokratische Antwort auf einen Aufmarsch von Rechtsextremisten riefen im Jahr 2000 sechs namhafte Düsseldorfer Institutionen die Initiative »Respekt und Mut« ins Leben.

Mit der Gründung der »Düsseldorfer Beiträge zur interkulturellen Verständigung« entwickelte sich daraus – über das oft kurzatmige Reagieren auf extremistische Gefährdungslagen hinaus – eine neue Form stetigen gemeinschaftlichen Handelns für Demokratie, Solidarität und Vielfalt.

In 25 Jahren hat sich »Respekt und Mut« zu einer wachsenden, freiwilligen und politisch unabhängigen Allianz zahlreicher Institutionen, Vereine und Verbände entwickelt, die in Nordrhein-Westfalen einmalig ist. Experimentierfreudig in der Form, aber ernsthaft in der Sache, verleiht eine Programmgemeinschaft von rund 60 Veranstaltenden der interkulturellen

Vielfalt in Düsseldorf einen einprägsamen Ausdruck. Seit 25 Jahren erscheint jeweils Ende August ein ansprechend gestaltetes, eigenwillig komponiertes und inhaltlich bemerkenswertes Programmheft mit ca. 60 bis 70 Bildungsveranstaltungen, Exkursionen, Kultur- und Musikevents.

Mit Freu(n)den entschieden sein

Wir betrachten »Vielfalt« nicht als beliebiges Accessoire einer sich weltoffen gebenden Gesellschaft, sondern begreifen sie als konstitutiv für das Menschsein in all seinen kulturellen Ausformungen. Es ist die Einheit der Verschiedenen, die unsere Stadt und unser Land im Inneren und im Alltag zusammenhält.

Vielfalt bezieht sich bei »Respekt und Mut« auch auf die Breite der Themenfelder, die wir gemäß unserer geschichtlichen und gesellschaftlichen Verantwortung bearbeiten.

Motive zum 25-jährigen Jubiläum



So können wir die jeweiligen Ressourcen der bei »Respekt und Mut« beteiligten Kooperationspartnerinnen und -partner bündeln und für die Programmarbeit nutzbar machen – was nicht nur inhaltlich fruchtbar ist, sondern auch menschlich verbindet.

Die bei »Respekt und Mut« engagierten Organisationen, Verbände und Vereine setzen sich auf Grundlage ihres gesellschaftspolitischen Selbstverständnisses für Demokratie, Gleichberechtigung, Toleranz und universelle Menschenrechte ein. Sie wenden sich gegen jede Form von Rassismus, religiösem Fundamentalismus, Autoritarismus und gruppenbezogener Menschenfeindlichkeit. Gegen den besonders seit dem 7. Oktober 2023 gefährlich wachsenden Antisemitismus von allen Seiten engagiert sich »Respekt und Mut« ebenso wie in der Erinnerungsarbeit an die Verbrechen des Nationalsozialismus. »Respekt und Mut« fühlt sich den jüdischen Bürgerinnen und Bürgern Düsseldorfs daher in besonderer Weise verbunden.

Der Vielfalt eine Heimat geben

»Respekt und Mut« würde seinen Namen nicht verdienen, wenn wir auf der Grundlage einer Kultur der Anerkennung zwar die Möglichkeiten unserer vielfältigen Gesellschaft aufzeigten, ihre Probleme jedoch verschwiegen. Wir legen den Finger in die Wunden alltäglicher Vorurteile und Diskriminierungen und nehmen die Sorgen und Ängste ethnischer und sozialer Minderheiten ernst.

Doch wir verschließen die Augen auch nicht vor Phänomenen wie »Ehrverbrechen«, Islamismus oder völkisch-nationalistischen Weltanschauungen.

»Respekt und Mut« ist anregend, unkonventionell, herzlich und meinungsachtend. Auf erhobene Zeigefinger, Formalis-

ten und selbstgewisse Moraldarsteller verzichten wir gerne. Stattdessen machen wir Lust auf das Zusammenleben mit Menschen in all ihren Unterschieden und Widersprüchen. Wir wissen nicht alles besser, sondern versuchen zu verstehen, zu differenzieren und neue Einsichten zu gewinnen. Deshalb setzen wir in unseren Treffen und Veranstaltungen auf Aufklärung, Begegnung und Auseinandersetzung. Diese Mischung aus Zusammenführen und Austausch macht »Respekt und Mut« unverwechselbar. Sie ist aber auch notwendig bei der Suche nach Orientierung und dem Finden von Vertrautheit. In einer Stadt, in der Menschen, Nachbarn, Bürgerinnen und Bürger aus mehr als 170 Nationen leben, gilt das für Alteingesessene genauso wie für Neuhinzugekommene. ■



Kurz & Bündig

Dank der langjährigen engagierten Arbeit von **Volker Neupert**, dem Koordinator der Düsseldorfer Beiträge, konnte unsere Stiftung bereits über viele Jahre erfolgreich an verschiedenen Projekten und Veranstaltungen von »Respekt und Mut« mitwirken. Seit 2023 befindet sich sein Büro ebenfalls bei uns im Gerhart-Hauptmann-Haus auf der 4. Etage in der Bismarckstraße 90 – eine räumliche Nähe, die unsere Zusammenarbeit noch enger, unkomplizierter und lebendiger macht.

Weitere Informationen und das aktuelle Jahresprogramm der Düsseldorfer Beiträge »Respekt und Mut« finden Sie unter www.respekt-und-mut.de



Die Bibliothek im Gerhart-Hauptmann-Haus – eine Auswahl unserer Neuzugänge



OSTEUROPA Heft 1–3 (2025) Gespiegelte Wirklichkeit

Im Jahre 2025 feiert die Zeitschrift OSTEUROPA den 100. Jahrestag ihrer Gründung. Der Band »Gespiegelte Wirklichkeit« untersucht am Beispiel der Zeitgeschichte, des Zweiten Weltkriegs, des Holocausts, der Literatur und der Musik, wann und mit welchen Vorzeichen »der Osten« in den deutschen Fokus rückt, welche Rolle Auslandskorrespondenten bei der Vermittlung von Bildern und Themen spielen und wie stark die politische Großwetterlage die Rezeption bestimmt. Ein weiterer Schwerpunkt ist der Analyse der Medienlandschaft und der Öffentlichkeit in der Ukraine, Russland und Belarus sowie im Exil in Zeiten von Diktatur, Krieg und Zensur gewidmet, wobei der Fokus auf den Auswirkungen politischer und gesellschaftlicher Umbrüche liegt.

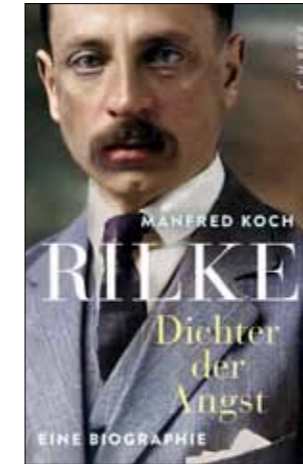


NORDOST-ARCHIV Band 34 (2025) Die fließenden Grenzen des Kolonialismus

Der Aufruf »Dekolonisiert Euch!« lenkt die Aufmerksamkeit auf die koloniale und postkoloniale Geschichte, die Europa mit außereuropäischen Entwicklungen verbindet. Dabei stellt sich die Frage, inwieweit die Anwendung postkolonialer Theorien, Fragen und Ansätze neue Perspektiven und ein Verständnis der Geschichte des östlichen Europa eröffnen kann. Die vorliegende Ausgabe des Nordost-Archivs greift diese Diskussion auf und verbindet sie mit einer kritischen Auseinandersetzung über die postkolonialen Theorien und Ansätze sowie ihrer Anwendbarkeit auf das östliche Europa. Der Schwerpunkt liegt dabei auf der Geschichte derjenigen Regionen, die im heutigen Polen, Litauen, Lettland, Estland, Belarus und der Ukraine liegen.

Buchtitel: ©Verlag

Manfred Koch Rilke. Dichter der Angst



Am 4. Dezember 2025 jährt sich der 150. Geburtstag von Rainer Maria Rilke. Das Buch beginnt mit Rilkes erstem Aufenthalt in Paris im Jahr 1902 und beschäftigt sich im Folgenden mit der Produktivität des Lyrikers, die er aus der Angst schöpfte. Im Zentrum steht dabei keine Sprachanalyse, sondern eine Engführung von Rilkes Leben und Werk mit Blick auf das Motiv der Angst. Biografisch geht es dabei

unter anderem um die Rolle der Mutter Rilkes, die etwa in der Analyse des »Malte Laurids Brigge« deutlich wird. Im Abgleich mit anderen Publikationen zu Rilke ist außerdem Kochs These interessant, dass der Bezug auf die literarische Prager Moderne für Rilke nicht allzu prägend gewesen sei.

Thomas Metzger, Helen Kaufmann (Hg.) »Wir machen einen grossen Schritt ins Leben«



Am 7. Februar 1945, kurz vor der Kapitulation Deutschlands, erreichte ein Rettungstransport mit 1200 Jüdinnen und Juden aus dem Ghetto Theresienstadt St. Gallen. Die Befreiungsaktion war 1944 durch das Schweizer Ehepaar Recha und Yitzchok Sternbuch in die Wege geleitet und von Jean-Marie Musy unterstützt worden. Der katholisch-konservative Altbundesrat nahm

Verhandlungen mit dem Reichsführer SS Heinrich Himmler auf, den er persönlich kannte. Wer waren die Menschen, die durch diese Aktion in die Schweiz kamen? Wie erlebten sie die Selektion für den Transport und ihren Aufenthalt in der Schweiz? Wohin wanderten sie nach Kriegsende weiter? Einem biografischen Ansatz folgend, wird die Geschichte dieser Rettungsaktion erstmals mit einem Fokus auf die Befreiten erzählt.

Buchtitel: ©Verlage

Stephan Lehnstaedt Der Warschauer Aufstand 1944



Der Warschauer Aufstand von 1944 gilt heute als das wichtigste Symbol des polnischen Widerstands und Freiheitsdrangs im Zweiten Weltkrieg. Doch er war auch eine nationale Katastrophe, denn die Deutschen reagierten mit äußerster Brutalität: Sie führten Massenerschießungen durch, deportierten Menschen und zerstörten die Hauptstadt systematisch.

Mindestens 150.000 zivile Tote und weitere Hunderttausende Deportierte waren zu beklagen. In seinem kürzlich erschienenen Buch »Der Warschauer Aufstand 1944« zeigt Stephan Lehnstaedt auf, wie die deutschen Verbrechen und das Abwarten der Roten Armee nach mehr als zwei Monaten zum Scheitern dieser außergewöhnlichen Widerstandsaktion führten.

Jan Křen Zwei Jahrhunderte Mitteleuropa



Jan Křen untersucht die tschechische, polnische, ungarische, slowakische, deutsche, österreichische und jüdische Geschichte Mitteleuropas in ihren Verschränkungen und Verflechtungen vom späten 18. Jahrhundert bis zur Jahrtausendwende. Dabei verbindet er makro- und mikrohistorische Perspektiven sowie Politik-, Wirtschafts-, Sozial- und Kulturgeschichte. Durch diese Synthese ermög-

licht er ein neues, vertieftes Verständnis Mitteleuropas und macht deutlich, dass sich die einzelnen Nationalgeschichten nur in ihrem (mittel-)europäischen Kontext begreifen lassen. Ergänzt wird die chronologische Darstellung durch Kurzbiografien bedeutender Persönlichkeiten der letzten beiden Jahrhunderte. Dem Autor gelingt eine kenntnisreiche, vergleichende Darstellung der Geschichte Mitteleuropas.



Gedenken für die Maueropfer, Ebertstraße in Berlin-Tiergarten

Die Angst der Kommunisten vor dem Volk Der dritte Band der Erinnerungen von Egon Krenz. Eine Besprechung

VON DR. JÖRG BERNHARD BILKE

Der Leser ist enttäuscht und verbittert: Im dritten Band endlich der Lebenserinnerungen eines SED-Spitzenfunktionärs hätte er sich Aufklärung erhofft über das Scheitern des Sozialismus und die von der Staatspartei seit 1949 begangenen Verbrechen, geliefert aber bekommt er eine Rechtfertigungsschrift voller Ausreden, Beschönigungen und Weglassungen!

In 39 Kurzkapiteln wird hier der Untergang des SED-Staates vor fast 36 Jahren nacherzählt. Der Autor, der hiervon berichtet, ist im Herbst 1989, nachdem er seinen Vorgänger Erich Honecker am 18. Oktober stürzen konnte, mit 52 Jahren der mächtigste Mann im Staat. Aber auch er kann die Entwicklung nicht aufhalten, die längst in eine andere Richtung läuft, als von ihm erhofft. Er will »die Partei und unser gesellschaftliches System« reformieren, aber die »sozialistischen Grundlagen« nicht aufgeben. Dafür ist es aber jetzt zu spät, denn das viel beschworene Volk, in dessen Auftrag die DDR-Regierung angeblich handelt, will das alles nicht mehr. Es will die Freiheiten, die die Demokratie bietet. Gegen die

Ausreisewünsche der DDR-Flüchtlinge in Ungarn, Prag und Warschau empfiehlt er den SED-Funktionären die Verstärkung der »politisch-ideologischen Arbeit«. Für das Jahr 1990, in dem der XII. SED-Parteitag ansteht, schlägt er eine »gründliche Volksaussprache« vor.

Was Egon Krenz in diesen turbulenten Wochen vor dem 9. November 1989 unternimmt, ist der bei solchen Begleitumständen zum Scheitern verurteilte Versuch, die Machtpositionen der SED-Nomenklatur zu erhalten und zugleich die Reformwünsche der aufbegehrenden Bevölkerung zu befriedigen. Während die Leipziger Demonstranten jeden Montagabend auf ihrem Marsch durch die Innenstadt rufen »Wir sind das Volk!«, weist er den Vorschlag des Akademiepräsidenten Manfred Wekwerth, das »Machtmonopol unserer Partei zu brechen«, empört zurück und bezeichnet es als »politischen Selbstmord«. Die Quittung dafür bekommt er bei der Bundestagswahl am 2. Dezember 1990, bei der die SED-Nachfolgepartei PDS, aus der er inzwischen, am 21. Januar 1990, ausgeschlossen wurde, nur noch 2,4 Prozent der abgegebenen Stimmen erhält.

Bei seinen Anstrengungen, den 1989 untergehenden Staat zu verteidigen, um von seinen Genossen nicht der Feigheit vor dem westdeutschen »Klassenfeind« bezichtigt zu werden, versteigt sich Egon Krenz zu unglaublichen Behauptungen wie »Die Gewaltlosigkeit gehörte zum humanistischen Erbe der DDR.« Gab es denn nicht Hunderte von Mauertoten und erschossenen Flüchtlingen an der innerdeutschen Grenze, um nur ein Beispiel zu nennen? Mit Kopfschütteln nimmt man zur Kenntnis, dass der Staatsratsvorsitzende auf Abruf tatsächlich geglaubt hat, dass die Bevölkerung der DDR-Regierung »ihr Vertrauen entzog«, weil »wir als Führung unsere Glaubwürdigkeit verloren hatten«? Wann in den vier DDR-Jahrzehnten 1949–1989 sollte denn das gewesen sein, dass »das Volk« Vertrauen zu einer Regierung gehabt hätte, die von der sowjetischen Besatzungsmacht eingesetzt war? Hat er denn noch nie vom Arbeiteraufstand am 17. Juni 1953 gegen die »Arbeiterregierung« gehört? Weiß er nichts von der Massenflucht von DDR-Bürgern nach West-Berlin bis zum Mauerbau am 13. August 1961? Kennt er das am 11. Dezember 1957 einstimmig von der »Volkskammer« beschlossene »Strafrechtsergänzungsgesetz« nicht, mit dem alle Freiheiten, die eine Demokratie auszeichnen, als »staatsfeindliche« Akte unter Strafe gestellt wurden?

Es ist wahrlich kein Vergnügen, diese 344 Seiten Bekenntnisse und Einsichten eines gescheiterten Politikers lesen zu müssen! Wen interessiert denn heute noch, wen er in der Sauna, im Politbüro oder bei Gartenfesten getroffen hat? Echte Gegner, die ihm widersprochen und sein schiefes Weltbild zurechtgerückt hätten, waren nicht darunter, zumal er ohnehin nicht belehrbar gewesen wäre! Leider ist er auch zu nüchterner Bestandsaufnahme des Geschehenen mit anschließender Analyse nicht fähig. Das mag seine Erklärung darin finden, dass der Marxismus-Leninismus, der ihm wäh-

rend des Studiums 1964–1967 an der Parteihochschule der KPdSU in Moskau eingetrichtert wurde, ihm seither den gnadenlosen Blick auf die Wirklichkeit verstellt. Dort wurde ihm beigebracht, dass in absehbarer Zeit auch der westdeutsche Kapitalismus von einer sozialistischen Umwälzung verdrängt werden würde. Und dann kam es genau umgekehrt: Egon Krenz will nicht sehen, dass im Herbst 1989 zwischen Rostock und Sonneberg eine Revolution ausgebrochen ist, die zum Einsturz der Mauer führte. Für ihn, den Marxisten, ist dieses unbegreifliche Geschehen das Werk der »Konterrevolution«! Also klammert er sich daran, dass auch DDR-Oppositionelle wie die Malerin Bärbel Bohley und DDR-Schriftsteller wie Christa Wolf mit ihrem Aufruf »Für unser Land« (26. November 1989) eine eigenständige DDR nach dem Niedergang des Sozialismus erhalten wissen wollten. Man fragt sich nur, wie das hätte funktionieren sollen: zwei deutsche Staaten, von denen der eine, der reichere, den anderen, der nun den »wahren Sozialismus« aufbaut, finanziert?

Eine »Fehlerdiskussion«, wie sie auch 1953 nach dem Aufstand vom 17. Juni vom Politbüro verweigert wurde, findet in diesem Buch nicht statt. Die einzige Kritik, die sich der Autor erlaubt, ist der Satz »Als Kollektiv haben wir versagt.« Und das ist beschämend wenig, wenn man die gewaltigen Schäden bedenkt, die der SED-Staat in 40 Jahren angerichtet hat. Zur Aufarbeitung der DDR-Geschichte trägt dieses Buch herzlich wenig bei, weil es dem Autor nicht gelingt, sein ideologisch eingegrenztes Geschichtsbild zu überwinden! ■



Egon Krenz: Verlust und Erwartung. Erinnerungen, Teil III, Berlin: Edition Ost 2025

Kurz & Bündig

Jörg Bernhard Bilke, geboren 1937 (er ist wenig mehr als einen Monat älter als Egon Krenz), wuchs in der Nähe von Coburg auf. 24 Jahre alt und Student der Germanistik an der Universität Mainz war er, als er am 9. September 1961 in Leipzig vom DDR-Staatssicherheitsdienst verhaftet wurde. 1.071 Tage später, die er unter anderem im berüchtigten Zuchthaus Waldheim zugebracht hatte, konnte der inzwischen 27-jährige die DDR endlich wieder verlassen. Die Bundesregierung unter Kanzler Ludwig Erhard hatte ihn für 40.000 DM freigekauft. Bilkes »Verbrechen« hatte darin bestanden, dass er in einer Mainzer Studentenzeitung einige DDR-kritische Artikel veröffentlicht und sich dann bei einem Besuch der Leipziger Buchmesse für den

bereits seit Ende 1957 im nicht minder berüchtigten Stasi-Zuchthaus Bautzen II inhaftierten Schriftsteller Erich Loest (1926–2013) interessiert hatte. Nach Lesart der SED-gesteuerten DDR-Justiz war dies »staatsfeindliche Hetze«. Nach dem Freikauf setzte Bilke sein Studium fort und promovierte über das Frühwerk von Anna Seghers (1900–1983). Die Literatur der DDR blieb ein zentrales Thema für ihn, als er später an verschiedenen Universitäten und als Journalist arbeitete. Vielen ist er nicht nur als Experte für die DDR bekannt, sondern auch als langjähriger Chefredakteur der Kulturpolitischen Korrespondenz der Stiftung Ostdeutscher Kulturrat in Bonn (1983–2000). Nicht nur in unserem Haus trat er häufig auf, um das Publikum an seiner wissenschaftlichen Kompetenz wie auch an seinen Erfahrungen als Zeitzeuge teilhaben zu lassen.

»Mein lieber Vater malt tagaus tagein« Der Dichter Christian Morgenstern als Sohn eines Landschaftsmalers des Riesengebirges

VON LIENHARD HINZ

Schlesien markiert einen Höhepunkt im Malergeschlecht Morgenstern. Sohn Christian Morgenstern (1871–1914) brach mit der Familientradition der Maler und setzte sich als Dichter durch. Vater Carl Ernst Morgenstern (1847–1928) erreichte die Krönung des Malergeschlechts mit seiner Professur für Landschaftsmalerei. Es war eine bewegte Jugendzeit Christian Morgensterns von 1884 bis 1892.

Carl Ernst Morgenstern übernahm Anfang 1884 die neu gegründete Klasse für Landschaftsmalerei an der Königlichen Kunst- und Kunstgewerbeschule zu Breslau. 1887 wurde er dort zum Professor ernannt.¹ Sein Sohn wechselte im April 1884 vom Königlichen Studienseminar in Landshut in das

¹ Vgl. Łukaszewicz, Piotr (Hrsg.): Bilder der Natur - Adolf Dressler und die schlesischen Landschaftsmaler in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts - Ausstellungskatalog. Wrocław 1997, S. 119

Christian Morgenstern im Alter von 18 Jahren



Bild: Wikipedia

Gymnasium zu St. Maria Magdalena in Breslau. Im Sommer 1889 lernte er seinen Freund, den später berühmten Schauspieler Friedrich Kayssler (1874–1945) kennen.²

Auf Wunsch des Vaters besuchte Christian Morgenstern ab Herbst 1889 die von Oberst Oswald von Walther geleitete Breslauer Militärschule »Minerva«³, um sich auf eine Offizierslaufbahn vorzubereiten. Aus dem Jahr 1889 stammt eine Fotografie, die den achtzehnjährigen Christian Morgenstern zeigt. Warum er die Militär-Vorbildungsschule Ostern 1890 abbrach, schrieb er an die Münchener Großmutter mütterlicherseits, Emma Schertel: »Ich muß gestehen,

² Vgl. Bauer, Michael: Christian Morgensterns Leben und Werk. München 1933, S. 27

³ Vgl. Morgenstern, Christian: Werke und Briefe. Bd. 7: Briefwechsel 1878–1903. Hrsg. von Katharina Breitner. Stuttgart 2025, S. 521

Bergkapelle auf dem Zobten, Schlesien



meine Neigung zum Soldatenstande oder besser zum Soldatenberufe war nie eine tiefe, echte. Mich hält die Poesie, die Kunst, der Drang nach Wahrheit zu sehr in ihrem Bann [...]«⁴

Nach dem Abbruch der militärischen Laufbahn trat er im April 1890 in das Königliche Gymnasium zu Sorau ein. Während der dortigen Gymnasialzeit begann seine Freundschaft mit der Pfarrerstochter und späteren Malerin Marie Goettling (1862–1921). Einige Wochenenden und Ferientage verbrachte er am Zobtenberg (heute Ślęza in der Woiwodschaft Niederschlesien in Polen), wo sein Vater als Landschaftsmaler und Lehrer mit seinen Studenten in der freien Natur wirkte.

Ein 1891 geschriebenes Landschaftsgedicht⁵ über den beliebten Aussichtsberg offenbart eine gedankentiefe Lyrik des zwanzigjährigen Dichters Christian Morgenstern und seine Lebensumstände. Eine Postkarte aus Morgensterns Zeit um 1900 zeigt die Bergkapelle auf dem Gipfel des Zobtenbergs.

⁴ Morgenstern, Werke, Bd. 7, S. 29

⁵ Morgenstern, Christian: Werke und Briefe. Bd. 1: Lyrik 1887–1905. Hrsg. von Martin Kießig. Stuttgart 1988, S. 521

ABSCHIED VOM ZOBTEN

*Du Kirchlein dort auf hohem Grat,
dich grüß' ich noch viel tausendmal,
euch, dunkle Wälder, goldne Saat,
und dich, du quelledurchraushtes Tal!*

*Noch über Bäum' und Felder weit
erhebst du, schöner Berg, dein Haupt,
umhaucht von weicher Traurigkeit,
da man dir heut den Freund geraubt.*

*Mein Berg, der du so oft mich fandst
zur Seit' geliebter Menschen gehn,
der du mein töricht Herz verstandst –
auf Wiedersehn! – auf Wiedersehn!*

In seinem Gedicht setzte Christian Morgenstern dem Zobtenberg ein literarisches Denkmal. Aus allen Himmelsrichtungen ist dieses Wahrzeichen Schlesiens in der fruchtbaren Ackerebene zu sehen. Im Mittelalter stand auf dem Gipfel eine Burg, von der noch Reste erhalten sind. 1494

wurde eine Wallfahrtskapelle auf dem Gipfel errichtet. Seit 1702 steht dort eine Kirche. Die heutige Bergkapelle, die schon Morgenstern besuchte, wurde 1852 gebaut.⁶

Der Zobten ist für den Dichter ein Sinnbild seines Vaters, der in der anmutigen Landschaft am Zobten mit seinen Studenten malte. Mit dem Gedicht »Abschied vom Zobten« hat es eine besondere Bewandnis. Christian Morgenstern schrieb es 1891. Gedruckt erschien es aber erst 1988 im ersten Band der Stuttgarter Ausgabe Werke und Briefe. Im Kommentar ist dazu vermerkt: »Überlieferung: Zwei Einzelblätter, handschriftlich in der Mappe MEINEM GELIEBTEM VATER ZUM 14. SEPTEMBER 1891 [...] datiert 2. August 1891.«⁷

Dieses Gedicht war also dem geliebten Vater zugedacht und dann doch zurückbehalten. Ausdruck der Gefühlsschwankungen im Verhältnis zum Vater sind Christian Morgensterns Äußerungen in dem Brief an seinen Freund Friedrich Kayssler vom 9. Juli 1891: »Mein lieber Vater empfing mich mit solch überwältigender Herzlichkeit, daß ich ihm im Herzen tausendmal Abbitte tat wegen meiner Redensarten, die ich Dir gegenüber fallen ließ.«⁸

Im selben Brief schilderte der Dichter das Leben mit dem Vater am Zobten: »Die Abende in Ströbel verfließen immer reizend. Mein lieber Vater liest Sachen von Wolff vor, und heute nehme ich fünf Tassos mit, da er ihn gern mit verteilten Rollen lesen lassen möchte.«⁹

Goethes Schauspiel »Torquato Tasso« war Schulstoff am Gymnasium. Fünf Schulausgaben des Fünfpersonenstücks nahm Christian Morgenstern mit nach Ströbel am Zobten, um den Text im Freundeskreis beim Vater zu lesen.

Im Freundeskreis des Dorfes Ströbel am Zobten war Friedrich Kayssler für den Landschaftsmaler begeistert eingenommen. In seinem Brief vom August 1891 schrieb er an Christian Morgenstern: »Ich wußte doch, wie warm u. innig Dein lieber Vater zu fühlen vermag.«¹⁰

Dieses Gefühl war bei dem Sohn Christian zwiespältig. Am 31. August 1891 erhielt er vom Vater in einem Brief die Absage, dass er aus finanziellen Gründen in den Herbstferien in Sorau bleiben müsse.

Das Abitur legte er im Frühjahr 1892 in Sorau ab.¹¹ Die Stadt Sorau (heute Żary in der Woiwodschaft Lebus in Polen) gehörte damals zur Provinz Brandenburg und

⁶ Vgl. Weczerka, Hugo (Hrsg.): Handbuch der historischen Stätten: Schlesien. Stuttgart 2003, S. 585–586

⁷ Morgenstern, Werke, Bd. 1, S. 980

⁸ Morgenstern, Werke, Bd. 7, S. 85

⁹ Ebd., S. 85

¹⁰ Ebd., S. 86

¹¹ Vgl. Morgenstern, Werke, Bd. 7, S. 949, 1208

Carl Ernst Morgenstern, »Der letzte Schnee«



Bild: Wikipedia

das etwa 180 Kilometer von dort entfernte Breslau (heute Wrocław, Hauptstadt der Woiwodschaft Niederschlesien in Polen) zur Provinz Schlesien des Deutschen Kaiserreiches. Etwa vierzig Kilometer südwestlich von Breslau entfernt liegt der Zobten mit dem Dorf Ströbel (heute Strzeblów in der Woiwodschaft Niederschlesien in Polen).

Später wirkte Professor Carl Ernst Morgenstern als Landschaftsmaler und Lehrer mit seinen Studenten im Riesengebirge. Das etwa 140 Kilometer von Breslau entfernte Wolfshau bei Krumhübel (heute Wilcza Poręba, Stadtteil von Karpacz) am Fuß der 1605 Meter hohen Schneekoppe wählte er sich als Wohnort aus.

Schon im Sommer 1892 hielt er sich gemeinsam mit seinem Sohn dort auf. Darüber schrieb Christian Morgenstern in seinem Brief vom 26. August 1892 aus Wolfshau an Marie Goettling: »Wir wohnen hier [...] in einem Bergeswinkel, [...] vor uns den kahlen Gipfel der Schneekoppe [...] Mein lieber Vater malt tagaus tagein auch bei der größten Hitze und hat mehrere sehr hübsche bildmäßige Studien vollendet. Die Natur sagt ihm sehr zu und nicht minder die Einsamkeit,

Carl Ernst Morgenstern, »Blick auf die Schneegruben«



Bild: Wikipedia

in der man hier in Wolfshau, fern von allem Trubel sonstiger Sommerfrischen, lebt.«¹²

In Wolfshau ließ sich Professor Carl Ernst Morgenstern ein Haus bauen, das noch immer steht.¹³ Vor dem heute privat genutzten Grundstück in Karpacz in der Marie-Sklodowska-Curie-Straße 1 werden die kunstgeschichtlichen Verdienste des Malers und seiner Carl-und-Elisabeth-Morgenstern-Stiftung gewürdigt. »Dom Morgensterna« steht auf einem kegelartigen Stein vor dem Anwesen. Daneben auf einer großformatigen Informationstafel wird das »Morgenstern-Haus« in polnischer, tschechischer, englischer und deutscher Sprache als berühmtes Zentrum der Landschaftsmalerei beschrieben. Im etwa dreißig Kilometer von Wolfshau entfernten Ort Schreiberhau im Riesengebirge (heute Szklarska Poręba in der Woiwodschaft Niederschlesien in Polen) vollendete Carl Ernst Morgenstern im Jahr 1910 sein Bild »Schneegruben und Veilchenspitze«. Die beiden Schneegruben und die 1472 Meter hohe Veilchenspitze liegen bei Schreiberhau auf dem Hauptkamm des Riesengebirges.

¹² Morgenstern, Werke, Bd. 7, S. 128–129

¹³ www.karpacz.pl/haus-von-morgenstern-de/gt (18.05.2025)

Das Gedicht »Abschied vom Zobten« aus dem Nachlass von Christian Morgenstern eröffnet Einblicke, wie der sagenhafte heilige Berg Zobten nicht nur den berühmten Vater Carl Ernst Morgenstern als Landschaftsmaler, sondern auch seinen dort berühmt werdenden Sohn Christian Morgenstern als Dichter inspirierte. ■

Kurz & Bündig



Lienhard Hinz ist freiberuflicher Sprechzieher (DGSS). Nach dem Studium der Sprechwissenschaft in Leipzig, Halle und Göttingen wirkte er an der Universität Kalifornien in Davis und kehrte in seine Heimat-

stadt Berlin zurück. Er ist Autor des Buches »Vertrauen in die Wirksamkeit von Sprache« und bietet Vorträge, Seminare und Sprechwerkstätten an.

80 Jahre nach Ende
des Zweiten Weltkriegs

Flucht, Vertreibung und unsere Familie

Eine Online-Reportage des WDR veröffentlicht am 8. Mai 2025. Nachdruck mit freundlicher Genehmigung des WDR.¹

VON DOMINIK REINLE (Text), LISA-MARIE ECKARDT (Daten, Grafiken und Hintergrund) UND JAN KNOFF (Fotos und Videos).

Vor 80 Jahren, am 8. Mai 1945, endet der Zweite Weltkrieg in Europa. Auf viele Arten wirkt sich das heute noch aus, auch in NRW. Hier sind viele der Millionen Menschen angekommen, die damals die deutschen Ostgebiete verlassen mussten. So auch Magdalena Hitze aus Oberschlesien - und zwar gleich zwei Mal: zuerst durch Flucht, dann durch Vertreibung. Mit ihrer Familie landet sie schließlich dort, wo kurze Zeit später das Bundesland Nordrhein-Westfalen gebildet wird.

Ihre Enkelin Felicitas beschäftigt diese Vergangenheit noch heute. Sie studiert wegen ihrer Oma Geschichte. Wir haben mit drei Generationen der Familie gesprochen: mit Magdalena, Felicitas und ihrem Vater Guido. Außerdem zeigen wir in Zahlen und Grafiken, wie viele Menschen damals nach NRW kamen, woher sie flohen oder vertrieben wurden und wo sie ankamen.



Felicitas und ihr Vater Guido Hitze

Bild: WDR/Jan Knoff

»Unsere Angst ist entsetzlich«

»Am 8. Mai 1945 befand ich mich mit meiner Familie noch auf der Flucht«, sagt Magdalena Hitze beim ersten Kontakt Anfang April 2025 mit dem WDR. Sie stammt aus Oberschlesien und ist 101 Jahre alt. Ihre Erinnerungen hat die Zeitzeugin in einem Buch für ihre fünf Enkelinnen und Enkel notiert. Es trägt den Titel »Immer anders als man denkt – Die wechselvolle Geschichte unserer Familie«. Doch dann verläuft auch die Arbeit an dieser Reportage anders als geplant: Magdalena Hitze stirbt Mitte April 2025, nachdem sich ihr Zustand plötzlich verschlechtert hat. Ihr Sohn Guido und ihre Enkelin Felicitas beschließen, das vorgesehene Drei-Generationen-Projekt trotzdem fortzusetzen und aus ihrer Sicht mit uns über das Familienthema Flucht und Vertreibung zu sprechen. »Das ist ganz im Sinn meiner Mutter«, sagt Sohn Guido. »Sie hat sich darüber gefreut, dass ihre Geschichte noch einmal weitergetragen wird.« (...)²

² Anmerkung der Redaktion: Magdalena Hitze ist in der WDR-Reportage dennoch zu sehen und zu hören. Im Jahr 2019 gab sie dem Haus der Geschichte NRW ein Zeitzeugen-Interview, aus dem in der Reportage Ausschnitte gezeigt werden. Auch ihr Sohn Guido Hitze und ihre Enkelin Felicitas kommen in Videoausschnitten zu Wort.

¹ <https://reportage.wdr.de/80-jahre-kriegsende-flucht-nach-nrw>



In dieser Karte hat Magdalena Hitze den Weg des Flüchtlingstreckes von Schönau (oben rechts) an die Grenze zu Bayern und zurück eingezeichnet

Bild: WDR/Jan Knoff

Flüchtlingstreck bricht nach Westen auf

Magdalena ist 21 Jahre alt, als sie am 19. März 1945 mit Angehörigen und einem Pferdewagen frühmorgens den Bauernhof der Familie im ober-schlesischen Schönau verlässt. »Unsere Angst ist entsetzlich«, schreibt sie in ihren Erinnerungen. Die Dorfstraße ist verstopft. Verwundete Wehrmacht-Soldaten und deutschstämmige Flüchtlinge drängen nach Westen. In der Gegenrichtung sind neue Kampfverbände unterwegs an die Front, die aber immer näherkommt.

Seit Monaten treibt die Rote Armee die deutschen Angreifer zurück. »Als wir das Dorf verlassen, steht der Russe bereits 200 Meter vor unserem Hof«, heißt es in Magdalenas Buch. Ihr Vater Emil Franzke – »wegen politischer Unzuverlässigkeit aus der Wehrmacht entlassen« – bleibt zunächst zurück. Er bekommt dennoch den Befehl, Schönau mit einer »Volkssturm«-Einheit zu verteidigen. Solche Einheiten bilden das letzte Aufgebot aus schlecht bewaffneten jugendlichen Hitlerjungen und älteren Männern. Doch Emil flieht mit dem Fahrrad und folgt dem Flüchtlingstreck. In der damaligen »Tschechei« holt er seine Familie ein und wird zum Treckleiter ernannt.

Von US-Truppen zurückgeschickt

Das einsetzende Tauwetter sorgt für »zähen Schneeschlamm« auf den Straßen. Als die Flüchtlinge die Moldau überqueren, teilt ihnen ein SS-Mann mit versteinertem Gesicht mit, der »Führer« Adolf Hitler sei tot. »Was nun, jubeln, lachen oder weinen? Sicherheitshalber ein ernstes Gesicht machen!« Die Familie zieht weiter nach Westen zum Böhmerwald und will schließlich die Grenze zu Bayern überqueren.

Doch daraus wird nichts: Am 8. Mai 1945 hat Deutschland kapituliert und wird in Besatzungszonen aufgeteilt. Zu diesem Zeitpunkt verläuft die sogenannte Demarkationslinie zwischen amerikanischen und sowjetischen Truppen an der Moldau. Da Oberschlesien jetzt zum sowjetischen Einflussbereich gehört, schicken die US-Truppen Magdalenas Familie zurück.

Auf dem Rückweg vergewaltigt

»Amerikaner begleiteten uns, bis wir auf Russen trafen, denen wir übergeben wurden«, hat Magdalena Hitzte beim Erstgespräch mit dem WDR erzählt. »Nun blieb uns erst einmal nichts anderes übrig, als in die Heimat zurückzukehren.« Die Familie versucht dabei, Hass und Vergeltung aus dem Weg zu gehen. Das gelingt aber nicht immer: Eines Abends wird Magdalena von einem betrunkenen russischen Soldaten vergewaltigt. »An diesem Schockerlebnis habe ich sehr lange getragen«, schreibt sie in ihren Erinnerungen. Von Vorteil sind hingegen die Papiere ihres Vaters, die ihn als NS-Verfolgten ausweisen. Emil Franzke war in der Weimarer Republik Präsident der Landwirtschaftskammer für die Provinz Oberschlesien und Abgeordneter der katholischen Zentrumspartei im Preußischen Landtag. Er warnte öffentlich vor Adolf Hitler und dessen »Schlägerbanden«.

KZ-Haft schützt vor Treck-Plünderung

Nach der Machtübernahme der Nazis 1933 wurde Franzke zunächst in »Schutzhaft« genommen und anschließend in das KZ Columbia in Berlin verlegt. Nach 14 Monaten kam er zwar frei, aber sein Vermögen wurde einbehalten. Die Nachweise für diese Verfolgungsgeschichte schützen nun den Treck vor Übergriffen in Tschechien, wie Magdalena notiert. »So hatte uns die Miliz nicht ausgeplündert und ließ uns auch Pferde und Wagen.« Nach zehn Wochen Treck ist die Familie am 3. Juni 1945 schließlich wieder zurück in Schönau. »Ein Schrei der Erleichterung: Der Hof stand.« Er ist zwar verwüstet und das Dach fehlt. »Aber wir waren da!« Inzwischen ist Schlesien von den sowjetischen Truppen unter polnische Verwaltung gestellt worden. Die Deutschen verlieren das Verfügungsrecht über ihre Höfe. Polnische Familie ziehen in die Häuser ein und überlassen den ursprünglichen Bewohnern nur wenige Zimmer.

Ausweisung nach einem Jahr

Magdalenas Familie bleibt das erspart. Als eine polnische Familie bei ihr einziehen will, kommt Arka Bozek, der Chef des polnischen Verwaltungsbezirks, überraschend zu Besuch. Magdalenas Vater kennt ihn aus der Landwirtschaftskammer. 1937 hatte Emil Franzke ihm zur Flucht vor der SS ins Ausland verholfen. »Beide Männer begrüßten sich sehr herzlich und Herr Bozek half uns«, notiert Magdalena später. Er untersagt jede Maßnahme gegen die Familie und stellt ihr einen Schutzbrief aus. Als auf der Potsdamer Konferenz im August 1945 die Aussied-



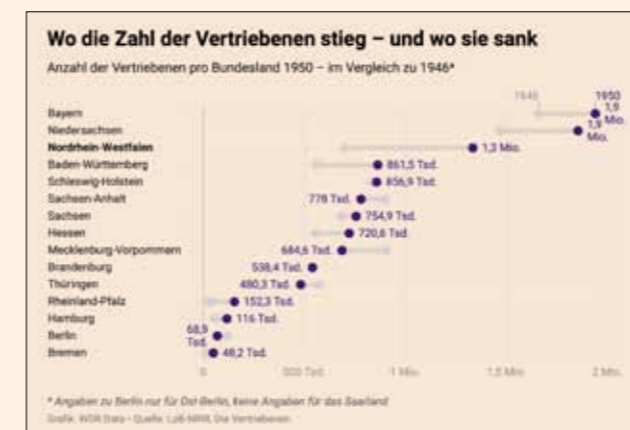
Bild: privat

Magdalenas Vater Emil Franzke (vor der Machtübernahme der Nationalsozialisten)

lung der Deutschen aus den Ostgebieten beschlossen wird, bietet Bozek sogar die Option zu bleiben an. »Vater lehnte jedoch ab mit der Begründung, dass er nicht als Einziger mit seiner Familie in Polen leben wollte.« Am 8. Juli 1946 ist es soweit: Für alle deutschen Bewohner von Szonów - wie Schönau nun heißt - geht es per Güterzug sieben Tage lang durch die sowjetisch besetzte Zone. In Marienborn, an der Grenze zur britisch besetzten Zone, erfolgt der Wechsel in einen Personenzug. »Wir fuhren nach Wipperfürth.«

Hintergrund Flucht und Vertreibung in Zahlen und Karten

Im Rahmen der zwischen den Briten und Polen vereinbarten »Operation Schwalbe« treffen in der britischen Besatzungszone viele Vertriebene mit Bahntransporten ein. Bei der Volkszählung im Herbst 1946 werden im neu gegründeten Bundesland Nordrhein-Westfalen fast 700.000 Vertriebene registriert. 1950 sind es bereits mehr als 1,3 Millionen. So steht es auch in einer »Lehrerhandreichung« der Landeszentrale für politische Bildung (LpB) NRW. Nach Bayern und Niedersachsen ist NRW zu diesem Zeitpunkt demnach das Land mit der drittgrößten Zahl an Vertriebenen.



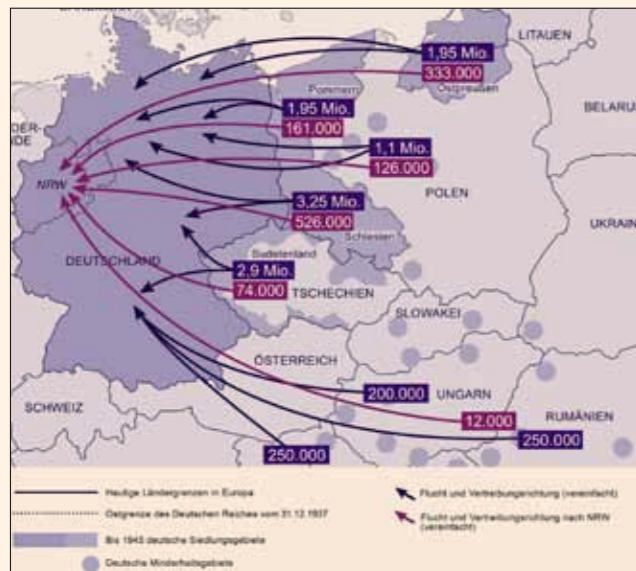
Während die Zahl der Vertriebenen in den Ländern der sowjetischen Besatzungszone und der DDR schnell wieder abnehmen, strömen immer mehr Menschen in die Bundesrepublik. Besonders in NRW ist der Anstieg enorm und erreicht 1960 einen Höhepunkt mit mehr als 2,6 Millionen.



Bezogen auf den Bevölkerungsanteil waren die Verhältnisse in NRW 1950 »gar nicht extrem«, heißt es in der LpB-NRW-Handreichung: »Mit einem Vertriebenenanteil von 10 Prozent liegt Nordrhein-Westfalen deutlich hinter Ländern wie Schleswig-Holstein (33 Prozent), Niedersachsen (27 Prozent) und Bayern (21 Prozent).« Schaut man auf Daten vom Statistischen Bundesamt zur Volkszählung 1961, liegt NRW zu dieser Zeit aber bereits bei 14,5 Prozent – auch in Hessen (17,0) und Baden-Württemberg (15,6) ist der Anteil an der Bevölkerung nun höher als in NRW, wobei er in Schleswig-Holstein (27,2), Niedersachsen (24,3), Bayern (17,3) wieder abnahm. Von allen Vertriebenen in Westdeutschland leben 1961 in NRW 25,7 Prozent. Das sind mit Abstand die meisten – vor Bayern (18,4 Prozent) und Niedersachsen (18,0).

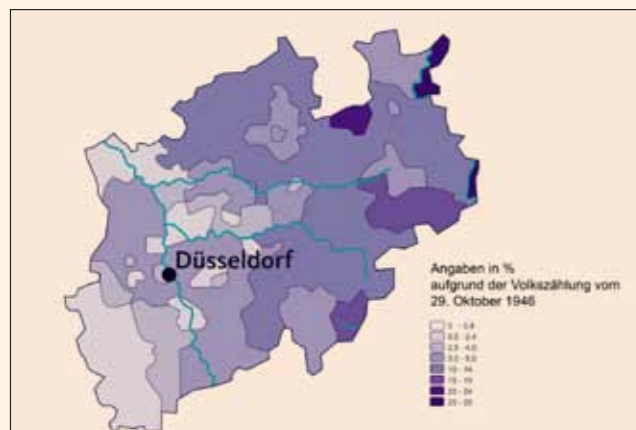
Ein Drittel im Rheinland, zwei Drittel in Westfalen

Die Vertriebenen stammen aus allen ehemaligen deutschen Ostgebieten, so die LpB-NRW-Handreichung. Die größte Gruppe bilden Menschen aus Schlesien, danach folgen Menschen aus Ostpreußen, Pommern und Ostbrandenburg. Aus dem Sudetenland gelangen dagegen vergleichsweise wenige nach NRW.



KARTE: WDR, LpB-NRW, Zentrum gegen Vertreibung, Haus der Geschichte des Landes Baden-Württemberg, Die Flucht. Über die Vertreibung der Deutschen aus dem Osten

Rund ein Drittel von ihnen kommt im rheinischen Landesteil unter, zwei Drittel landen in Westfalen und hier vorrangig in Ostwestfalen. Das hängt damit zusammen, dass die großen Städte im Rheinland und im Ruhrgebiet wegen der Kriegsschäden für Zuwanderer gesperrt sind. In den ländlichen Regionen ist der Zerstörungsgrad geringer.



KARTE: WDR, LpB-NRW, Haus der Geschichte des Landes Baden-Württemberg, Volkszählung 1946

Vom Durchgangslager in die Gemeinden

Die Ankommenden werden zunächst in großen Hauptdurchgangslagern untergebracht – zum Beispiel in Siegen, in Warburg oder – wie Magdalenas Familie – in Wipperfürth. Hier werden sie registriert, medizinisch versorgt und »entlastet«. Anschließend geht es weiter in die Kreise.

Ankommen in NRW »Der Empfang war nicht gerade euphorisch«

Nach der Ankunft von Magdalenas Familie im Hauptdurchgangslager Wipperfürth wird ihre Dorfgemeinschaft aus dem ober-schlesischen Schönau in zwei Gruppen aufgeteilt. Eine wird an den Niederrhein gebracht, die andere in den Oberbergischen Kreis. Magdalena Familie gehört zur zweiten Gruppe und erhält in der Gemeinde Bielstein auf einem Bauernhof Quartier.

Besserer Start als andere Vertriebene

Vater Emil hat Glück und kann Geld verdienen. Weil er politisch als »unbelastet« gilt, bekommt er bald eine Anstellung als Vertriebenenkommissar in Gummersbach. Zudem wird Heinrich Lübke, der spätere Bundespräsident, auf Emil Franzke aufmerksam.

Die beiden hatten sich Ende der 1920er-Jahre auf einer Tagung der »Deutschen Bauernschaft« kennengelernt. Jetzt ist Lübke der erste NRW-Landwirtschaftsminister und stellt Franzke als fachkundigen Mitarbeiter ein. Beide waren früher in der Zentrumspartei und mittlerweile in der neu gegründeten CDU.

Magdalenas Familie zieht nach Düsseldorf und ihr Vater übernimmt im Ministerium die Aufgabe, neues Land für vertriebene Landwirte zu erschließen und die Gründung von neuen Siedlungen vorzubereiten. Geeignete Gebiete findet Franzke in der Eifel und im Reichswald bei Kleve. Damit hat die Familie einen deutlich besseren Start im Westen als andere Vertrie-



Bild: privat

Felicitas Hitze mit Oma Magdalena Anfang April 2025

bene, die teilweise Jahre in überfüllten Durchgangslagern verbringen müssen.

Als Sündenbock beschuldigt

Trotzdem hat auch auf Magdalenas Familie niemand gewartet. »Der Empfang und die Haltung der Westdeutschen waren nicht gerade euphorisch«, schreibt sie in ihren Erinnerungen. Für Sohn Guido Hitze ist das milde ausgedrückt: »Jeder Neuankömmling wurde 1946 auch als Konkurrent wahrgenommen – um die knappen Güter wie Lebensmittel, Heizmaterial und Wohnraum.«

Der 58-Jährige leitet die Zentrale für politische Bildung NRW und beschäftigt sich als Historiker schon lange mit dem Thema Flucht und Vertreibung. Damals habe es den falschen Vorwurf gegeben: »Ihr seid schuld, ohne euch hätten wird das Schlamassel gar nicht erleben müssen – als ob die Nazis nur in Ostdeutschland gewählt worden wären.« Dieses Abschieben von Schuld habe zu vielen Verletzungen geführt.

Für rückständig gehalten

Auch habe es »ganz seltsame Vorstellungen« von Schlesien gegeben, erzählt Guido Hitze. Auf dem Bauernhof in Bielstein, auf dem seine Familie angekommen sei, habe man gedacht, die Schlesier würden alle polnisch spre-

chen. Seinem Großvater seien stolz die elektrische Beleuchtung und der elektrische Mähdrescher vorgeführt worden. Dabei sei auch der Hof in Schönau »voll elektrifiziert« gewesen.

»Da war das Gefühl, die nehmen uns nicht für voll und halten uns für rückständig.« Das seien Empfindungen gewesen, so glaubt Guido Hitze, »die jenseits des Heimatverlustes eben auch eine große Rolle gespielt haben.«

Keine Wurzeln im Rheinland

Diese Erfahrungen beeinflussen auch das Leben von Guido Hitze, der Ende der 1960er-Jahre in Düsseldorf geboren wird. Er wächst als Rheinländer auf, weiß aber immer: »Das sind nicht meine Wurzeln.« Er spürt: Seine Eltern fühlen sich zwar zu Hause, aber eine »Heimatverwurzelung« gelingt ihnen nicht. Auch die Familie seines Vaters stammt aus dem Osten, sie wurde aus dem damals schlesischen Breslau vertrieben.

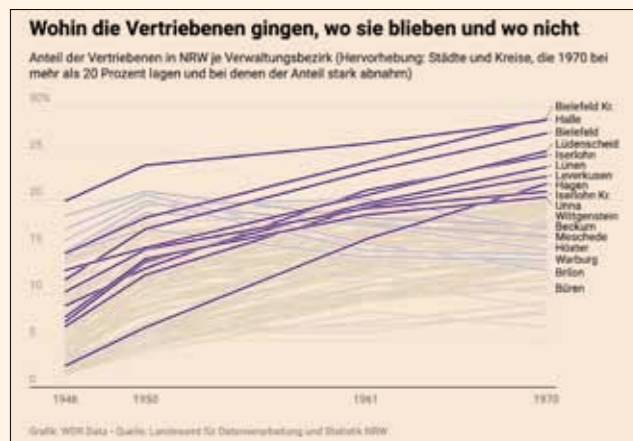
Für Enkelin Felicitas Hitze hat das Thema einen anderen Stellenwert: »Uns in der nächsten Generation hat das natürlich weniger geprägt.« Die 23-Jährige ist ein Millenniumskind, das kurz nach der Jahrtausendwende auf die Welt kommt. Wenn Großmutter Magdalena für Felicitas schlesische Klöße macht, haben diese für sie zunächst keinen historischen Hintergrund: »Das waren nur die Oma-Klöße.«

Oma motiviert Geschichtsinteresse

Aber das Familienthema lässt auch Felicitas nicht los. »Oma hat bis zuletzt anschaulich davon erzählt und über ihre Erfahrungen offen geredet.« Aber es habe sie auch belastet. »Sie hat immer gesagt, dass Oberschlesien ihre Heimat ist und dass sie das vermisst.« Heute steht Felicitas Hitze kurz vor ihrem Master in Geschichte. Sie hat in Düsseldorf und Bamberg studiert und kann sich vorstellen, später in die historische Bildungsarbeit einzusteigen. Mehrere Praktika in NS-Gedenkstätten hat sie schon gemacht. »Das ist die Zeit, die Oma miterlebt hat«, sagt Felicitas Hitze. Die Erzählungen von damals hätten ihr Interesse geweckt. »Sie hat da einen sehr großen Beitrag dazu geleistet.«

Hintergrund Wo leben in NRW die Schutzsuchenden?

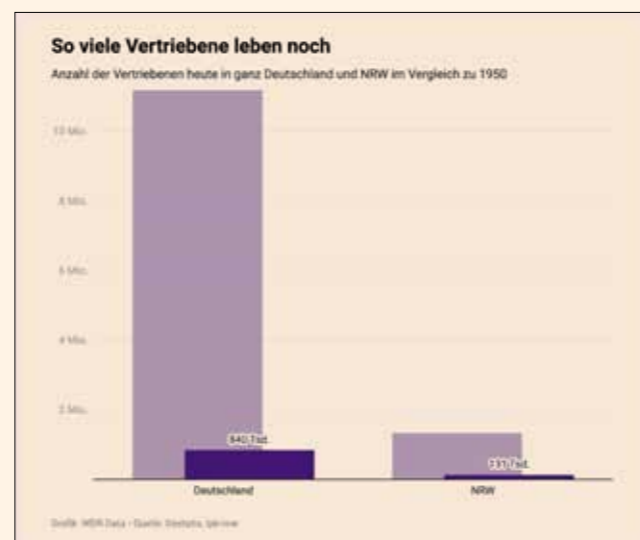
Wohin gingen die Vertriebenen und wo wohnen sie und ihre Nachkommen zum Teil noch heute? Schaut man sich Daten vom Landesamt für Datenverarbeitung und Statistik Nordrhein-Westfalen zum Anteil der Vertriebenen nach Verwaltungsbezirken an, zeigt sich folgendes Bild: 1946 hatte den mit Abstand größten Anteil das westfälische Halle (19,9 Prozent). Dieser Trend setzte sich zunehmend fort, bis der Kreis 1970 knapp vom Kreis Bielefeld überholt wurde (28,7 Prozent, Halle bei 28,5). Zu den Städten und Kreisen mit einem Anteil von mehr als 20 Prozent zählen zu dieser Zeit auch die Stadt Bielefeld, Lüdenscheid, Iserlohn, Lünen, Leverkusen, Hagen, der Kreis Iserlohn und Unna. Doch nicht alle sind dort geblieben, wo sie zunächst ankamen. Während zunächst auch Wittgenstein, Büren, Warburg, Beckum, Meschede und Höxter einen hohen Anteil an Vertriebenen verzeichneten, nahm er dort nach einem kurzen Anstieg um 1960 wieder ab.



Während die Gesamtbevölkerung in NRW 1961 noch zu etwa 46 Prozent katholisch ist und nur 39 Prozent evangelisch, ist das Verhältnis bei den Vertriebenen umgekehrt: Sogar 61 Prozent von ihnen sind evangelisch, nur 36 Prozent katholisch. Besonders ausgeprägt ist der Unterschied in den Regierungsbezirken Düsseldorf und Arnsberg. In Aachen hingegen sind Katholiken und Protestanten unter den Vertriebenen fast gleichstark vertreten.



Wie viele Menschen heute noch Eltern oder Großeltern mit Vertreibungshintergrund haben, dazu gibt es keine Daten. Auch mit statistischen Berechnungen ist dies nur schwer zu rekonstruieren, wenn überhaupt. Aber es gibt Daten dazu, wie viele Vertriebene heute noch leben: In NRW sind es noch 131.000, also fast zehn Prozent im Vergleich zu 1950 – in der gesamten Bundesrepublik hingegen mit 840.000 nur noch 0,75 Prozent.



Wie umgehen mit der Familiengeschichte? »Unbedingt in Erinnerung behalten«

Wir waren eine Familie, in der sehr viel über geschichtliche Themen gesprochen wurde«, sagt Guido Hitze. Dabei habe man auch über die Vorgeschichte von Flucht und Vertreibung diskutiert. Den Nationalsozialismus habe seine Familie von Anfang an als Verbrechen empfunden. »Mein Opa hat gesagt: Wer so Böses tut und plant, der muss sich nicht wundern, wenn es dann so ausgeht.«

In der Großfamilie habe es jedoch auch gegensätzliche Meinungen gegeben. Zwei Brüder seiner Mutter, so Guido Hitze, hätten sich zwar gut verstanden, aber »völlig unterschiedliche Perspektiven auf die Geschehnisse entwickelt«. Der eine, Georg, habe »die Polen« für den Verlust der »Heimat« verantwortlich gemacht. Für den anderen, Clemens, seien die Truppen der Roten Armee die Befreier gewesen.

Brauchtum statt Landsmannschaften

Trotz der Sehnsucht nach Oberschlesien sind Vertriebenenverbände und Landsmannschaften keine Option. »Im Nachhinein wundere ich mich etwas, dass meine Eltern da nie Mitglied geworden sind«, sagt Guido Hitze. »Ich kann auch gar nicht sagen warum.« Vielleicht habe es an der politischen Ausrichtung gelegen. »Dass sie dachten, die sind uns zu radikal.« Wichtig sei den Eltern aber das Erleben von Bräuchen und Traditionen gewesen. »In Düsseldorf haben wir regelmäßig das Gerhart-Hauptmann-Haus, das früher ‚Haus des Deut-



Magdalena Hitze starb Mitte April 2025 mit 101 Jahren

Bild: privat

schen Ostens‘ hieß, besucht.« In dieser Begegnungsstätte für Vertriebene habe es »schlesische Weihnachten« gegeben. »Und wir Kinder wurden dann in Vorführungen über Rübezahn und das Riesengebirge geschickt.«

Sich integrieren oder zurückgehen?

Die ältere Generation der Familie ist jahrelang hin- und hergerissen. Es geht um die Frage, wie sie mit der neuen Situation umgeht: Bleiben wir in NRW oder können wir irgendwann wieder nach Oberschlesien zurück? Dahin, wo unsere Vorfahren im 17. Jahrhundert aus der Wiener Gegend eingewandert sind? Ein Zwiespalt, den auch die Kinder spüren, sagt Guido Hitze: Wohin gehören wir? Ein leises Gefühl von Fremdheit.

Verstärkt wird die Unsicherheit der mittleren Generation durch die materielle Lage. »Meine Eltern hatten nicht viel Geld«, sagt Guido Hitze. Die Familien-Devise lautet damals: »Wir schmeißen nichts weg.« Die Großeltern decken das Aluminium-Besteck, das sie 1946 bekommen haben, auch noch, als Enkel Guido sie in den 1970er-Jahren besucht. »Und ich habe mich immer gewundert, warum das so biegsam ist.«

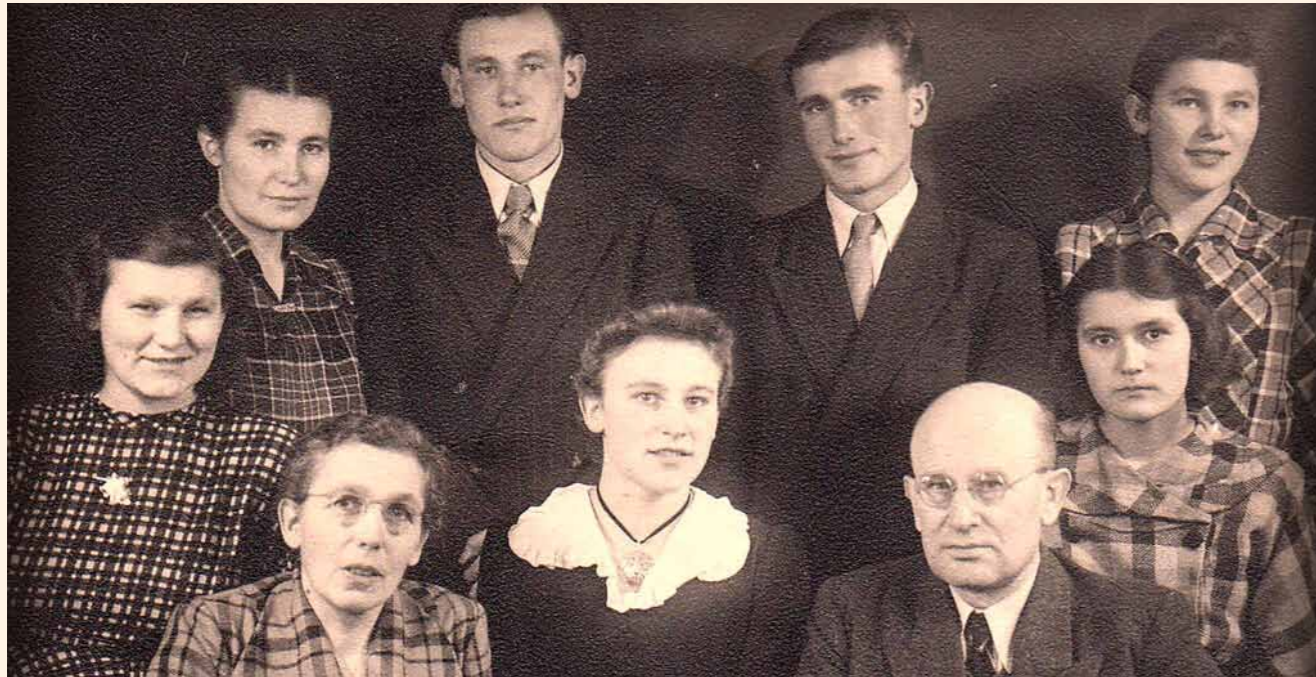


Bild: privat

Familie Franzke 1950 in Düsseldorf: Magdalena links oben, neben ihren Brüdern Georg und Clemens

»Unbedingt in Erinnerung behalten«

Sind diese Erfahrungen heute noch wichtig? Ja, sagt Felicitas Hitze. Sie seien Teil der deutschen Geschichte. Zudem sei das Thema Flucht und Vertreibung weiterhin aktuell. Auch die junge Generation könne daraus lernen. »Das Thema muss unbedingt in Erinnerung behalten werden«, findet auch Guido Hitze, der CDU-Mitglied ist wie einst sein Großvater. Er plädiert dafür, an Holocaust- und NS-Verfolgung und an Vertreibung nicht weiter getrennt zu erinnern. Beide Erinnerungskulturen müssten zusammengeführt werden, weil beides inhaltlich zusammenhänge. Es gehe um Verständigung, um das Bauen von Brücken.

Keine Verbitterung entwickelt

Was kann man aus den Erfahrungen dieser Familie lernen? »Dass es immer auf die einzelnen Menschen ankommt«, sagt Guido Hitze. »Dass es nicht Gruppenidentitäten gibt, wo man sagen kann, diese Menschen müssen so und so sein, weil sie einer Gruppe angehören.« Es komme darauf an, immer auf die Person und ihre Umstände, ihre Prägungen und ihre Motivationen zu schauen. Auch für Felicitas Hitze ist es wichtig, »dass man offen ist und den Leuten erst mal zuhört«. Ihre Großmutter habe auch am Lebensende noch gesagt, dass sie viele schlimme Dinge erlebt habe, aber trotzdem immer das Positive sehe. Und Guido Hitze ergänzt, seine Mutter habe aus ihrer Vergangenheit nie eine Verbitterung entwickelt. Sie habe immer an das Gute im Menschen geglaubt und das auch weitervermittelt. »Bis zuletzt.«

»Freiheit des Einzelnen« als Vermächtnis

Magdalena Hitze erlebt mit zehn Jahren bewusst, wie ihr Vater von den Nationalsozialisten verhaftet wird und für 14 Monate in KZ- und Gefängnishaft kommt. Aus dieser unmittelbaren Konfrontation mit der Diktatur zieht sie einen Schluss, den sie im Kontakt mit dem WDR auf den Punkt bringt. Auf die Frage, welche Welt sie sich für ihre Enkelin in Zukunft wünscht, antwortet sie: »Eine wirklich demokratische Regierung, welche die Freiheit des Einzelnen respektiert!«

Quellen

- Magdalena Hitze: Immer anders als man denkt - Die wechselvolle Geschichte unserer Familie. Düsseldorf 2012
- Guido Hitze: Emil Franzke (1895-1984). In: Schlesische Lebensbilder Bd. IX. Herausgegeben von Joachim Bahlcke, Insingen 2007, S. 399-411
- Landeszentrale für politische Bildung NRW: Flucht und Vertreibung - Eine Handreichung für den Unterricht. Düsseldorf 2010
- Manfred Wolf: Operation Swallow - Der Weg von Schlesien nach Westfalen im Jahre 1946. Westfälische Zeitschrift 156, 2006, S. 117-138

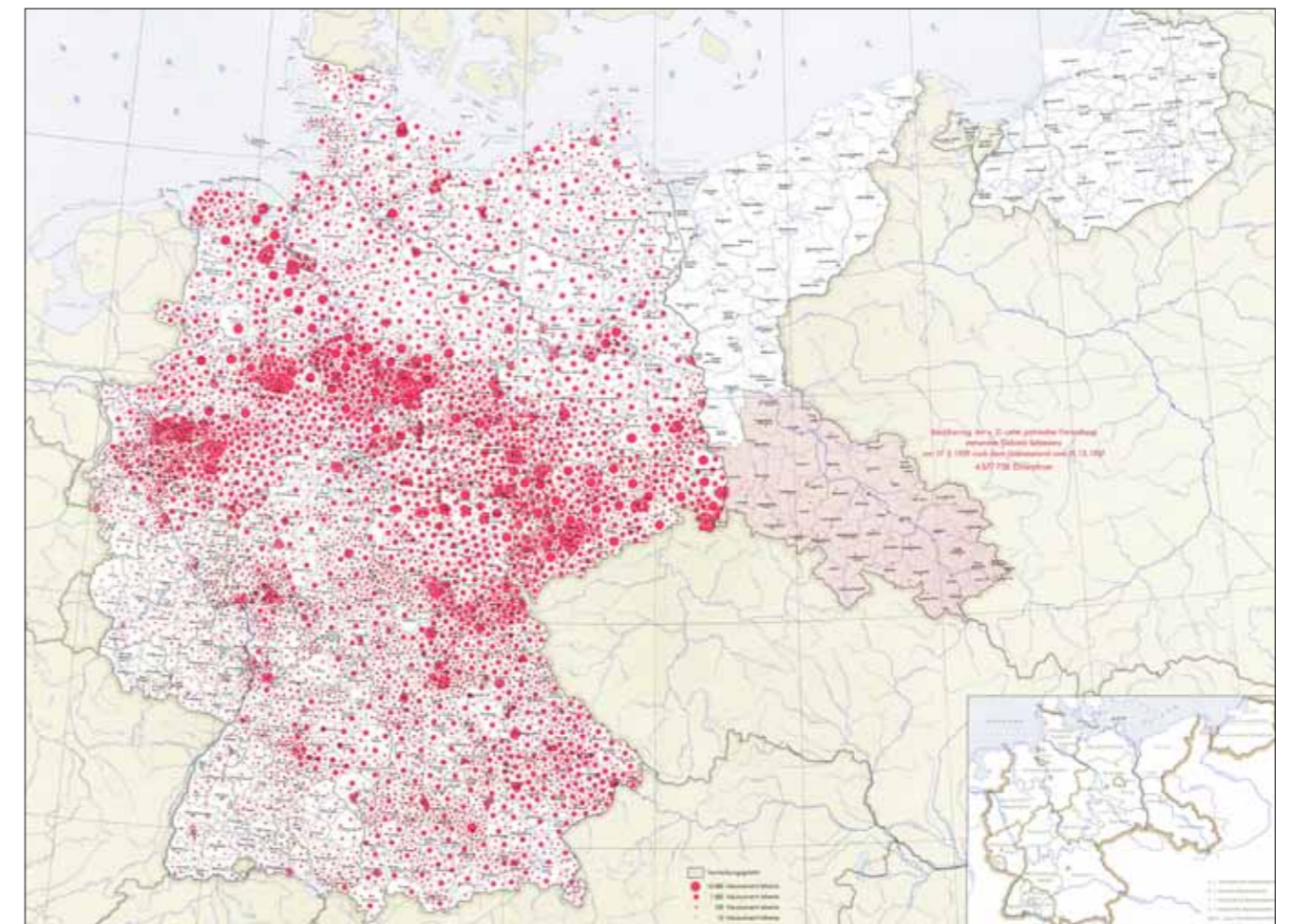
Von der Kohlegrube bis zur Bernsteinküste

Einführung in die Familienforschung in Polen

VON BARTLOMIEJ ONDERA

Die Familienforschung, auch Genealogie genannt, erfreut sich in den letzten Jahren einer wachsenden Beliebtheit. Anders als die streng juristisch gebundene Erbenermittlung, die vor allem im Rahmen gesetzlicher Nachlassregelungen agiert, ist die Ahnenforschung ein offenes Feld für alle Interessierten – ob mit familiärem oder historischem Interesse, aus Neugier oder im Rahmen wissenschaftlicher Recherchen. Dabei führen Familiengeschichten früher oder später immer ins Ausland. Besonders häufig auch nach Polen, einem Land, dessen bewegte Geschichte und sich wandelnde Grenzen sowohl Herausforderungen als auch reiche Quellen für genealogische Forschung bereithalten.

Nach der Volkszählung von 1946 wurden viele Heimatvertriebene aus Schlesien vor allem in den Bundesländern Nordrhein-Westfalen und Niedersachsen angesiedelt. Besonders das Ruhrgebiet bot zahlreichen ehemaligen Bergleuten eine neue Heimat. Diese Karte zeigt die Ansiedlung aus Schlesien. Daran lassen sich Muster erkennen, aus welchen Regionen des heutigen Polens sich die Heimatvertriebenen niedergelassen haben.



Familienforschung und Erbenermittlung: Zwei verwandte, aber unterschiedliche Disziplinen

Während die Erbenermittlung auf gesetzliche Vorgaben, insbesondere die Paragraphen 1924 ff. des Bürgerlichen Gesetzbuches (BGB), gestützt ist und das Ziel verfolgt, erbberechtigte Personen zu finden, lässt die Familienforschung wesentlich mehr Freiraum. Wer sich für »Genealogie« interessiert, kann im Prinzip jede beliebige Person, Familie oder Region erforschen. In beiden Fällen steht jedoch die Suche nach Lebensspuren im Mittelpunkt – sei es zur Klärung von Erbschaftsfragen oder zur Rekonstruktion familiärer Geschichte.

Polen als komplexes Forschungsgebiet

Polen ist für die genealogische Forschung ein spannendes, zugleich aber auch herausforderndes Gebiet. Innerhalb der heutigen Grenzen befinden sich zahlreiche ehemalige deutsche Gebiete, die im Laufe der Jahrhunderte wiederholt ihre staatliche Zugehörigkeit änderten – darunter Schlesien, Pommern, Ost- und Westpreußen. Diese territorialen Verschiebungen führten zu Namensänderungen, Migrationen und oft zu einem Verlust an archivalischen Quellen, welche für die Familienforschung von großem Wert sind.

Nach der dritten Teilung Polens 1795 existierte der polnische Staat über 120 Jahre nicht mehr. Erst nach dem Ersten Weltkrieg wurde 1918 die Zweite Polnische Republik im Rahmen des Versailler Vertrags neugegründet. Die dazwischenliegende Zeit war geprägt von Fremdherrschaft, Identitätswahrung und politischen Umbrüchen. Die Bevölkerung Polens war ethnisch vielfältig, bestehend aus Polen, Ukrainern, Juden, Deutschen, Belarussen und weiteren Minderheiten. Diese Komplexität spiegelt sich auch in den genealogischen Quellen wider. Der Zweite Weltkrieg hatte verheerende Auswirkungen: Millionen Menschen starben, wurden vertrieben oder verschleppt, Unterlagen wurden vernichtet, ganze Landstriche verwüstet. Die »Shoah« vernichtete nicht nur jüdisches Leben, sondern auch zahllose historische Dokumente. Für Familienforscher bedeutet das: Es gilt, mit Lücken, Unsicherheiten und emotionalen Themen umzugehen, die ihnen zwangsläufig in ihrer Arbeit begegnen werden.

Migration als Schlüssel zur Forschung

Die Migration zwischen Polen und Deutschland – vor, während und nach dem Zweiten Weltkrieg – ist ein zentrales Thema und maßgeblich für das Erschließen von Familiengeschichten. Zwischen 1945 und 1950 wurden ca. 12 bis 14 Millionen Deutsche aus Mittel- und Osteuropa vertrieben. Viele dieser Menschen – oder ihre Nachkommen – leben heute in Deutschland.

Die Volksrepublik Polen (1945–1989) war wiederum von inter-

ner Umsiedlung, politischer Repression und Ausreiseverboten geprägt. Das hat zwar die Migrationsbewegungen zwischen den Ländern eingeschränkt, aber nie ganz unterbrochen. Erst mit dem EU-Beitritt 2004 und dem Schengener Abkommen wurden die Grenzen wieder deutlich durchlässiger, was neue Möglichkeiten für die genealogische Forschung eröffnete.

Der Einstieg in die Familienforschung

Wer sich mit Familienforschung beschäftigen möchte, beginnt am besten bei sich selbst. Namen, Geburtsdaten, Wohnorte, Fotos, Briefe, Tagebücher – all das kann helfen, den ersten Stammbaum zu erstellen. Besonders hilfreich sind Gespräche mit älteren Verwandten. Dabei sollten Sie beachten, dass sich Erinnerungen über die Jahre immer verändern. Das geschieht meist ungewollt. Bleiben Sie also bei Informationen immer etwas misstrauisch und vor allem neugierig. Sie sollten auch systematisch vorgehen und versuchen, einen Abgleich mehrerer Quellen herzustellen. Dabei ist die Präzision wichtiger als Eile.

Recherche im Internet: Chancen und Fallstricke

Um mit Ihren ersten Informationen schon auf die Suche zu gehen, müssen Sie nicht einmal die eigenen vier Wände verlassen. Online-Plattformen wie »MyHeritage«, »Ancestry« oder »FamilySearch« bieten Zugang zu Milliarden historischer Datensätze. Ergänzend dazu gibt es länderspezifische Datenbanken wie »Szukaj w archiwach«, »Metryki GenBaza« oder »Genealogia w archiwach«, die speziell auf polnische Archive zugreifen. Diese Seiten sind kostenlos, erfordern jedoch oft Sprachkenntnisse und eine gute Recherchekompetenz. Wichtig ist es dabei, kritisch zu bleiben: Denn nicht alle Datenbanken sind vollständig, viele kostenpflichtige Plattformen enthalten Übertragungsfehler, und Suchergebnisse sind manchmal schwer reproduzierbar. Deshalb empfiehlt es sich, gefundene Dokumente sofort abzuspeichern oder auszudrucken.

Ein wertvolles Hilfsmittel zur Klärung von Ortsnamen in Polen, die über die Jahre mal eine deutsche und mal eine polnische Bezeichnung hatten, ist die Plattform »Kartenmeister.com«, die über 100.000 Ortsbezeichnungen mit historischen und heutigen Namen verknüpft. Besonders in Regionen mit komplexer Verwaltungsgeschichte wie Schlesien oder Ostpreußen ist das von unschätzbarem Wert.

Quellen und Dokumente

Sobald Sie online alles durchsucht haben, werden Sie auch entsprechende Archive kontaktieren. Für die Familienforschung sind vor allem **Personenstandsunterlagen** relevant – Geburts-, Heirats- und Sterbeurkunden. Daneben bieten

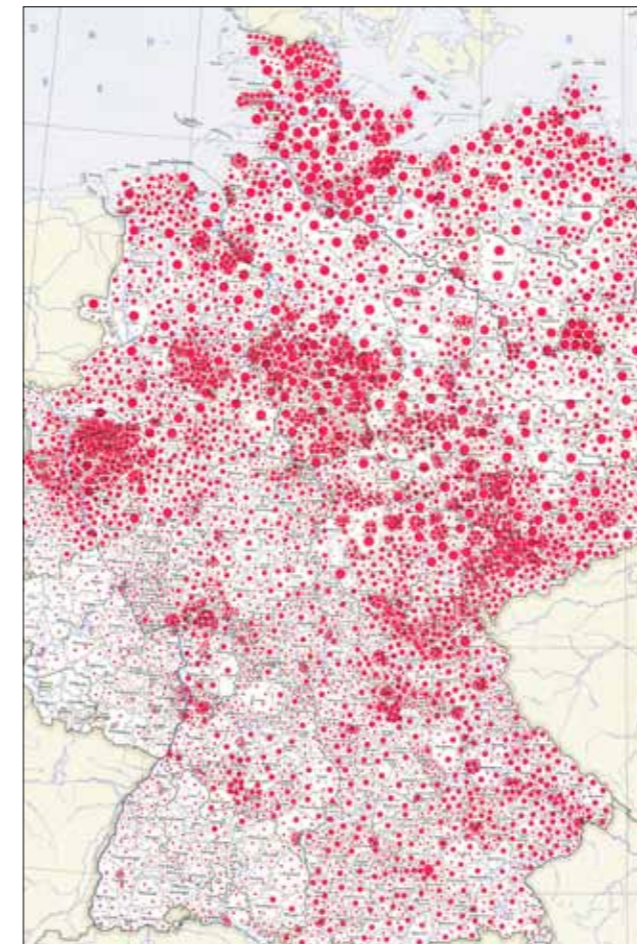
auch Adressbücher, Kirchenbücher, Zeitungen, Meldeunterlagen und Militärakten wichtige Informationen. Viele dieser Dokumente liegen in altdeutscher Schrift vor (»Kurrent« oder »Sütterlin«), deren Entzifferung besondere Kenntnisse erfordert, die Sie sich zwingend aneignen sollten.

Ein Blick in historische Urkunden zeigt, wie detailreich – aber auch komplex – diese aufgebaut sind. Häufig enthalten sie Randvermerke, die spätere Ereignisse dokumentieren, etwa Heiraten oder Todesfälle. Auch außereheliche Geburten oder Adoptionen werfen rechtliche und forschungstechnische Fragen auf, die Sie mit der Zeit meistern müssen.

Rechtliche Rahmenbedingungen

Genealogische Forschung unterliegt rechtlichen Beschränkungen. In Deutschland schützt das **Personenstandsgesetz** personenbezogene Daten – Einsicht ist häufig erst nach Ablauf von Schutzfristen möglich: 110 Jahre bei Geburts-, 80

Die Ansiedlung der Heimatvertriebenen aus den ehemaligen deutschen Ostgebieten nach der Volkszählung von 1946 erstreckte sich über nahezu das gesamte Gebiet des Vierzonen-Deutschlands. Die folgende Karte zeigt die Ansiedlung aus allen Ostgebieten.

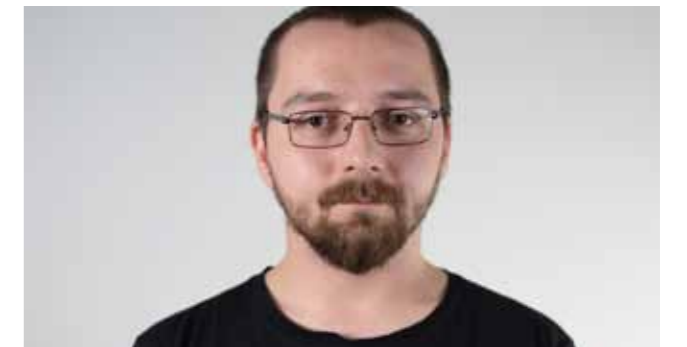


Jahre bei Heirats- und 30 Jahre bei Sterbeurkunden. In Polen gelten ähnliche Fristen, wobei in manchen Fällen ein rechtliches Interesse nachgewiesen werden muss, um frühzeitig Einsicht zu erhalten.

Ein solches Interesse kann beispielsweise vorliegen, wenn man als Nachfahre eine familiäre Verbindung nachweisen kann oder wissenschaftliche Zwecke verfolgt. Beim Nachweis des rechtlichen Interesses in Polen können polnischsprachige Dokumente notwendig sein. Auch die Anfragen in Polen sollten auf Polnisch gestellt werden.

Fazit

Die Familienforschung in Polen ist eine faszinierende, wenn auch oft herausfordernde Aufgabe. Wer bereit ist, sich mit Geschichte, Migration, Recht und Sprache auseinanderzusetzen, wird reich belohnt – mit einem tieferen Verständnis der eigenen Wurzeln, historischen Zusammenhänge und familiären Schicksale. Ob man sich nun auf Spurensuche in die Archive begibt, digitale Datenbanken durchforstet oder mit Verwandten spricht: Der Weg zu den eigenen Vorfahren ist so individuell wie die Geschichte jeder Familie selbst. ■



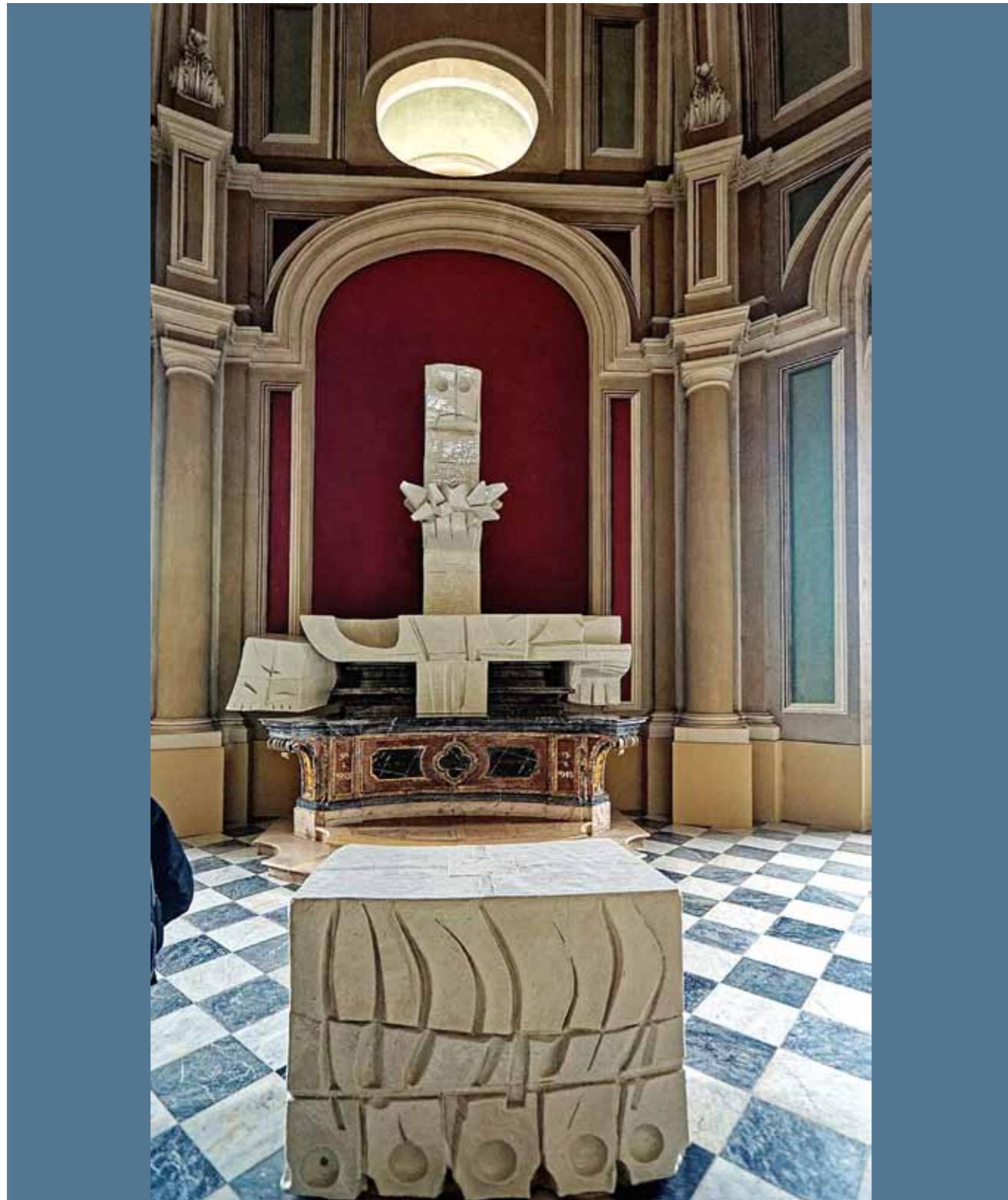
Kurz & Bündig

Bartłomiej Odera wurde 1994 im oberschlesischen Ratibor geboren und siedelte 1997 mit seiner Familie in die Bundesrepublik Deutschland über. Nach dem Abitur folgte ein Studium der Geschichtswissenschaften und Philosophie an der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf. Nach einigen beruflichen Stationen unter dem § 96 Bundesvertriebenengesetz (BVFG), ist er seit 2022 als Erbenermittler mit Schwerpunkt Polen bei Global Erbenermittlung BMC GmbH & Co. KG in Hamburg tätig.

Tipp aus der Redaktion: Informationen erhalten Sie auch bei der »Arbeitsgemeinschaft ostdeutscher Familienforscher« (AGoFF) www.agoff.de

Dresden, ach, mein Dresden ...

VON WINFRID HALDER



Dresden – Katholische Hofkirche, erbaut 1755 von Gaetano Chiaveri – Rokoko – Blick nach Norden in die Johann-Nepomuk-Kapelle – Pietà von Friedrich Press aus Meißner Porzellan

Vor 80 Jahren, das erscheint furchtbar weit weg. Doch ist die grauenhafte Serie von Angriffen US-amerikanischer und britischer Bomber, deren Höhepunkt in der Nacht vom 12. auf den 13. Februar 1945 erreicht wurde, wirklich so weit entfernt von mir?

Nein, eigentlich ist mir das Geschehen irgendwie sogar ziemlich nahe, recht besehen. Denn es erscheint gar nicht abwegig, dass ich nur hier sitze, weil einige Tage früher meiner Großmutter mitgeteilt wurde: »Nein, hier können Sie nicht bleiben!« Es gibt keinen Platz mehr für noch mehr Flüchtlinge. Versuchen Sie es in der Nähe, aber nicht hier in der Stadt!«

Sie wird ziemlich bedrückt gewesen sein ob dieser Mitteilung – wie auch nicht? Denn das hieß ja, dass die damals 34-jährige mit ihren zu diesem Zeitpunkt sechs Kindern erneut aufbrechen musste. Die beiden Ältesten, die einzige Tochter, seinerzeit 10 Jahre alt, meine Mutter, und ihr folgender Bruder, 9 Jahre alt, die konnten vielleicht schon ein wenig mithelfen. Aber die drei jüngeren Brüder – was konnten die schon tun? Und den Jüngsten, einen wenig mehr als vier Wochen alten Säugling, den hatte sie ohne Zweifel auf dem Arm. Immerhin, da war noch ihre unverheiratete jüngere Schwester, die war – ihrer stets zarten Konstitution zum Trotz – vielleicht die Retterin der Stunde. Denn sie packte zu, wo es notwendig war. Und der zugehörige Ehemann, mein Großvater? Der 36-jährige Automechanikermeister war wenige Wochen zuvor, wenngleich bis dahin völlig ohne jede militärische Ausbildung, doch noch einberufen worden – und jetzt weiß Gott wo. Also wieder los. Es wurde dann Nossen, ein Kleinstädtchen ungefähr 30 Kilometer westlich von Dresden. Wie sie dahin gekommen sind? Keine Ahnung. Fuhr die Schmalspurbahn noch, oder war die als minder »kriegswichtig« längst eingestellt? Weiß ich nicht. Ich weiß nur: Sie sind angekommen in Nossen und zwar vor jener Bombennacht. Sonst ... wäre es eben denkbar, dass ich diese Zeilen 80 Jahre später nicht niederschreiben könnte. Denn unter den rund 25.000 Todesopfern der Bombenangriffe auf die bis dahin weitgehend unversehrte Stadt an der Elbe war auch eine unbekannte Zahl von geflüchteten Menschen aus Schlesien bzw. Oberschlesien, in das die Rote Armee Mitte Januar 1945 vorgedrungen war. Auch meine Großmutter hatte ihren oberschlesischen Heimatort Groß Strehlitz (heute Strzelce Opolskie) mit ihren Kindern verlassen – erst Richtung Görlitz, dann weiter nach Dresden, dann, gottlob, nach Nossen (wo sie dann später von der Roten Armee doch ein- und überholt wurde).

Meine Mutter glaubte, sich an den Feuerschein am Himmel über dem untergehenden Dresden erinnern zu können. Von dort sind wir 1996 – zusammen mit meinem Vater, der auch aus Groß Strehlitz stammte, aber

keine Flucht-, sondern eine Vertreibungsgeschichte hinter sich hatte – nach Oberschlesien gefahren, über Görlitz und Breslau (heute Wrocław), eine Reise in umgekehrter Richtung, eine Reise der besonderen, für mich unvergesslichen Art. Ich hatte im Jahr zuvor – seit Ende 1993 aus beruflichen Gründen Wahl-Dresdner (dies dann für insgesamt fast 14 Jahre) – die Gedenkveranstaltungen zum 50. Jahrestag der Bombenangriffe miterlebt. Unvergesslich auch der ökumenische Gottesdienst in der Kreuzkirche am Altmarkt (wenige Schritte von dem Ort, an dem im Februar 1945, der Not gehorchend, Tausende Todesopfer notdürftig eingäschert worden waren). Die mächtige evangelische Kreuzkirche, bei deren Wiederaufbau während der Existenz der DDR die schweren Zerstörungen aus jener Nacht nicht übertüncht wurden, sondern sichtbar geblieben sind, war der gegebene Ort – denn die nahe Frauenkirche lag noch in Trümmern.

Über die Zahl der Todesopfer der Bombenangriffe ist lange gestritten worden. Ein Streit, der aus meiner Sicht von vornherein »müßig« war, denn jedes einzelne Opfer ist zu viel. Dass aber Zahlen kolportiert worden sind, die – wie eingehende, von Fachhistorikern akribisch erarbeitete Untersuchungen inzwischen längst bewiesen haben – maßlos übertrieben und zugleich politisch instrumentalisiert wurden, bleibt inakzeptabel. Die sächsische Landeshauptstadt Dresden hat den Untersuchungsprozess ausführlich und jederzeit zugänglich dokumentiert.¹

Es gibt nachvollziehbare Argumente dafür, die Bombenangriffe auf Dresden als kriegsvölkerrechtswidrig zu bewerten. Das wird heute nicht ernsthaft bestritten. Eine irgendwie geartete Parallelisierung mit den rassistischen und sonstigen Massenverbrechen, die von der nationalsozialistischen Diktatur ausgelöst wurden, ist gleichwohl abwegig. Wo der Ursprung des entsetzlichen Geschehens lag, war und ist für mich sichtbar: nämlich in der Gedächtniskapelle der katholischen Hofkirche, die 1945 ebenfalls weitgehend zerstört und dann wieder aufgebaut wurde. Seit 1976 wird dort mit einer in den Jahren zuvor entstandenen Skulptur des aus Westfalen stammenden Bildhauers Friedrich Press (1904–1990) an alle Opfer erinnert. Seine monumentale »Pièta« ist auf einen Altarsockel gesetzt, der die beiden entscheidenden und zusammengehörenden Daten wiedergibt: den 30. Januar 1933 und den 13. Februar 1945. Am erstgenannten Tag wurde Hitler im Amt des Reichskanzlers installiert und die Schaffung der NS-Diktatur begann. Am zweitgenannten Tag erreichte das damit ins Werk gesetzte Unrecht endgültig die Menschen in Dresden.

Wer heute an das Sterben so vieler Menschen in den Bombennächten von Dresden und anderwärts erinnert, tut gut daran, dabei die Gedächtniskapelle der Hofkirche vor Augen zu haben. ■

¹ <https://13februar.dresden.de/de/gedenken/02-geschichte-und-geschichtssymbol.php>

80 Jahre Ende des Zweiten Weltkriegs in Europa 1945–2025: Ja, die Stunde war groß.

VON WINFRID HALDER

Allerorts und völlig zu Recht wurde am 8. Mai an das Ende des Zweiten Weltkriegs in Europa vor acht Jahrzehnten erinnert. Auch unser Haus hatte allen Anlass, dies zu tun. Denn die Existenz unserer Stiftung und unser Bildungsauftrag leiten sich von jenem 8./9. Mai 1945 ab.

Bereits vor der bedingungslosen Gesamtkapitulation der deutschen Streitkräfte und der vollständigen Besetzung des Territoriums des damaligen Deutschen Reiches durch die siegreichen Armeen der Anti-Hitler-Koalition hatten Flucht und Vertreibung aus den bisherigen deutschen Ost- und Siedlungsgebieten im östlichen und südöstlichen Europa begonnen, sie endeten keineswegs mit jenen Maitagen. Schätzungsweise rund 14 Millionen Menschen verloren dadurch ihre bisherige Heimat, etwa zwei Millionen dabei unmittelbar auch ihr Leben. Niemand kennt genaue Zahlen, sie werden auch niemals ermittelt werden können. Es handelte sich, soviel steht fest, um ein in dieser Dimension bis dahin unbekanntes Massenphänomen. Der vielfach niemals ganz verwundene Heimatverlust, der mühselige

Neubeginn in den Gebieten, die den bald darauf gegründeten beiden deutschen Staaten verblieben, das waren prägende, generationenübergreifende Erfahrungen, die Teile unseres Geschichtsbewusstseins im jetzt vereinten Deutschland noch immer mitprägen. Daran sollte sich auch in Zukunft nichts ändern. Denn Erinnerung kann nicht heilen, aber sie kann und soll sensibilisieren vor politischen Verführungen und ideologischen Versuchungen, die ehemals verbrecherischste und fatalste Folgen für ungezählte Menschen in ganz Europa, ja der ganzen Welt hatten – und die uns heute alles andere als fremd und fern sind.

Die NS-Diktatur hatte jenen Krieg begonnen, bewusst und zielgerichtet, mit von Beginn an verbrecherischen und genozidalen Absichten, die alsbald allzu wirksam auch umgesetzt wurden. Das war möglich, weil ein erheblicher Teil der Deutschen von damals willig mitwirkte, aus ideologischer Verblendung oder mit eigennützigen Zielen, und weil die große Mehrzahl der Deutschen von damals sich gar nicht oder allenfalls halbherzig oder zu spät gegen die Heraufkunft der Diktatur wehrte, die rund sechs Jahre brauchte, ihre Macht zu



Generalfeldmarschall Wilhelm Keitel unterzeichnet die bedingungslose Kapitulation der Wehrmacht am 08. Mai 1945 im Hauptquartier der Roten Armee in Berlin-Karlshorst.



Die bedingungslose Kapitulation der faschistischen deutschen Wehrmacht wird am 8. Mai 1945 in Berlin-Karlshorst unterzeichnet. Als Vertreter des Oberkommandos der Roten Armee unterzeichnet Marschall der Sowjetunion G. K. Shukow die Kapitulationsurkunde, links daneben der stellvertretende sowjetische Außenminister A. J. Wyschinskij, rechts Armeegeneral W. D. Sokolowski.

Bild: Bundesarchiv Bild 183-R83900

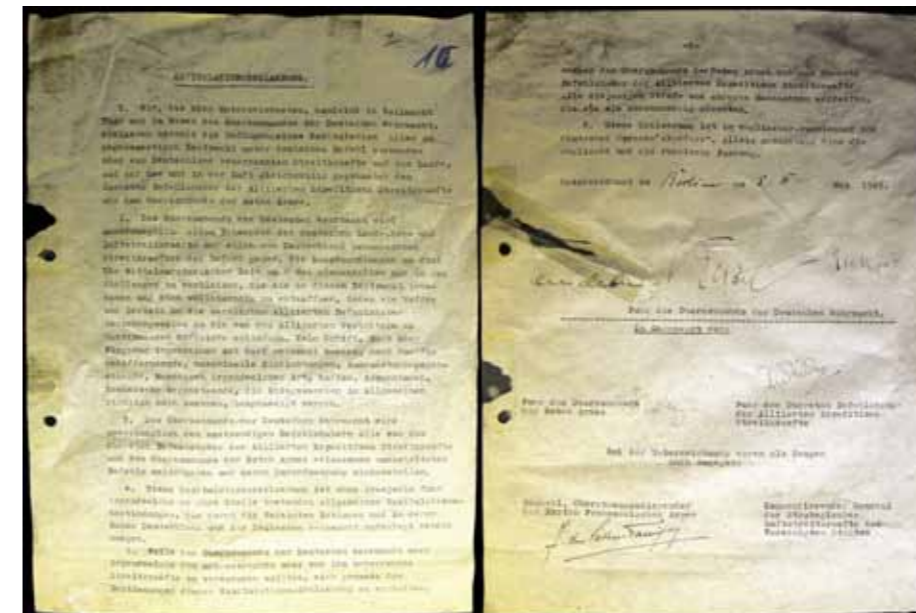
stabilisieren und ihren Krieg vorzubereiten. Zum Instrumentarium dieser Diktatur gehörte von Beginn an auch das Mittel der Vertreibung. Vom 30. Januar 1933 an mussten Menschen jüdischer und nicht-jüdischer Herkunft aus Deutschland, seit 1938 auch aus Österreich und der zerstörten Tschechoslowakei fliehen oder wurden vertrieben. Vom 1. September 1939 an mussten Menschen vor der verbrecherischen deutschen Besetzung fliehen oder wurden gezielt vertrieben, zuerst vor allem in Polen. Andere wurden Opfer des systematischen Massenmords. Dies gehört immer an den Anfang der Erinnerung an Flucht und Vertreibung aus dem historischen deutschen Osten. Was dort, neben dem Heimatverlust der betroffenen Menschen, alles zerstört wurde und verloren ging, macht bis heute traurig. Die einmütige Pflege des verbliebenen gemeinsamen materiellen und immateriellen Erbes im östlichen Europa mit unseren Nachbarn und Freunden dort stiftet Verbundenheit und so Zukunft.

Thomas Mann (1875–1955), der als fünfter Deutscher 1929 den Literaturnobelpreis erhalten hatte, musste im Februar 1933 die Emigration wählen. Es sei nicht vergessen, dass es – nachdem dem gebürtigen Lübecker und seiner Familie durch das NS-Regime die deutsche Staatsbürgerschaft aberkannt worden war – die damalige Tschechoslowakei war, die ihn vor dem schweren Schicksal der Staatenlosigkeit rettete. Später US-Bürger, hat sich Thomas Mann seit 1940 über den britischen Rundfunk immer wieder mahnend an die deutschen Hörer gewandt. Am 10. Mai 1945, unmittelbar nach der Kapitulation also, bekundete er, dass sich ihm – der weltweiten Freude zum Trotz – in diesem Augenblick das Herz zusammenkrampfte beim Gedanken an Deutschland. Aber Mann fuhr fort: »Und dennoch, die Stunde ist groß – nicht nur für die Siegerwelt, auch für Deutschland

–, wo [...] Deutschland von dem Fluch wenigstens befreit ist, das Land Hitlers zu heißen. Wenn es sich selbst hätte befreien können, früher, als noch Zeit dazu war, oder selbst spät, noch im letzten Augenblick; [...] anstatt daß nun das Ende des Hitlertums zugleich der völlige Zusammenbruch Deutschlands ist – freilich, das wäre besser, wäre das Allerwünschenswerteste gewesen. Es konnte wohl nicht sein. Die Befreiung mußte von außen kommen; und vor allem meine ich, solltet ihr Deutschen sie nun als Leistung anerkennen.«¹

Thomas Mann ist für seine Haltung im Exil und nicht zuletzt mit Blick auf seine Radioreden in (West-) Deutschland schon seit 1945 heftig angefeindet worden. Das war einer der Gründe, warum er niemals aus der Emigration in sein Heimatland zurückkehrte. Er starb 1955 – vor bald genau 70 Jahren – in der Schweiz. Als 1985, also 40 Jahre nach Kriegsende, der damalige Bundespräsident Richard von Weizsäcker (1920–2015), der selbst den 8. Mai 1945 als Offizier der bedingungslos kapitulierenden Wehrmacht erlebt hatte, den Begriff der Befreiung aufnahm und bekräftigte, gab es in Teilen der westdeutschen Öffentlichkeit noch immer Protest. Weitere 40 Jahre später sind wir vereinten Deutschen weiter. Oder sollten es jedenfalls sein. Wir vergessen nicht Flucht und Vertreibung, wir vergessen nicht die zahllosen Verbrechen, die auch an Menschen deutscher Nationalität verübt wurden. Wir erinnern dabei stets an die Ursachen. Und doch gilt, für mich jedenfalls: Ja, die Stunde war groß. Denn trotz aller Schrecknisse und allen Grauens handelte es sich um eine Stunde der Befreiung. ■

¹ Thomas Mann: »Deutsche Hörer! Radiosendungen nach Deutschland aus den Jahren 1940 bis 1945«, durchges. u. erw. Neuausgabe, Frankfurt/M. 1995, S. 150



Kapitulationserklärung der Deutschen Wehrmacht, 8. Mai 1945 – Deutsch-Russisches Museum Berlin-Karlshorst. Das Museum zeigt Faksimiles der Kapitulationsurkunden. Die Originale befinden sich in den Archiven der Alliierten, unter anderem in Russland, den USA und Großbritannien. Kopien werden auch im Militärarchiv in Freiburg, einer Abteilung des Bundesarchivs, aufbewahrt.

Zweierlei Gedenken – ein Thema

VON WINFRID HALDER

Der 80. Jahrestag der Befreiung des Vernichtungslagers Auschwitz am 27. Januar 1945 ist 2025 ein besonderer Anlass des Gedenkens. Die damit verbundene Erinnerungsaufgabe stellt sich für uns aber dauerhaft und unabhängig von runden Daten. Dieses Jahr haben wir gleich zwei Gedenkveranstaltungen mitgestaltet bzw. mitgetragen.

Am Sonntag, dem 26. Januar haben wir unsere bereits seit Jahren bestehende Zusammenarbeit mit dem Verein Ehemalige Synagoge Rexingen (heute Stadtteil von Horb a. N.)¹ fortgesetzt. In der Synagoge der einstigen großen jüdischen Landgemeinde fand eine kommentierte Lesung mit Texten von Joseph Roth (1892–1939) statt, der im damals österreichisch-ungarischen, heute ukrainischen Städtchen Brody geboren wurde. Roth, der aus einer jüdischen Familie stammte, wurde zunächst als Journalist, seit den 1920er Jahren verstärkt auch als Romancier bekannt. Noch heute

zählen einige seiner Werke – etwa der zuerst 1932 erschienene Roman »Radetzky marsch« – zur Weltliteratur und sind zugleich noch immer eindrucksvolle Zeugnisse der einstigen Existenz des in großen Teilen deutschsprachigen Judentums im östlichen Europa. Die besondere Kultur, in der Joseph Roth aufgewachsen ist und der er literarische Denkmäler gesetzt hat, ist mit dem Holocaust weitestgehend vernichtet worden. Joseph Roth musste schon 1933 aus Deutschland fliehen, fand in Paris ein vielfach gefährdetes Exil und starb in Verzweiflung angesichts des scheinbar unaufhaltsamen Aufstiegs der NS-Diktatur im Mai 1939. Seine psychisch kranke Ehefrau Friederike wurde im Folgejahr im Zuge der sogenannten »Euthanasie«-Aktion ermordet, seine in Brody und Umgebung verbliebenen Verwandten wurden zumeist Opfer des Holocaust. Roths ausgewählte Texte mit Bezug auf die Ukraine oder den Aufstieg des antisemitischen Rechtsextremismus in den 1920er Jahren zeigten sich wieder von einer geradezu frappierenden Aktualität.

¹ www.ehemalige-synagoge-rexingen.de



Podiumsdiskussion mit Nedjo Osman, Gönül Eğlence MdL, Jasar Dzemailowski und Peter Rummel (v. li. n. re.)

Bild: Winfrid Halder/GHH

Der Vortragsabend fand im Gegenzug zu der vom Verein »Ehemalige Synagoge Rexingen« erarbeiteten Ausstellung »Flüchtiges Glück – Befreiung aus Theresienstadt« statt, die wir zurzeit im Gerhart-Hauptmann-Haus zeigen.² Die Ausstellung dokumentiert mit bewegenden Fotodokumenten das Schicksal von rund 1.200 Menschen, die aufgrund privater Initiativen Anfang 1945 aus der Gewalt des NS-Staates für mehrere Millionen Schweizer Franken freigekauft wurden und zunächst in die Schweiz gelangten. Es handelt sich um die dritte Ausstellungskooperation mit den Partnern in Rexingen und Horb. Dort wurde etwa auch die von der Kuratorin der Stiftung erarbeitete Ausstellung »Hoffnung für Millionen – Die Flüchtlings-Konferenz von Evian 1938« gezeigt. Der Joseph-Roth-Abend, der auch schon einmal im eigenen Haus stattgefunden hatte, stieß auf großes Interesse: Mit rund 70 Interessierten war die Platzkapazität in der ehemaligen Synagoge vollständig ausgeschöpft.

Am eigentlichen Gedenktag, dem 27. Januar, folgte im Gerhart-Hauptmann-Haus eine gemeinsame Veranstaltung mit »Carmen e. V. Internationaler Kultur- und Sportverein der Roma in Düsseldorf« (www.carmen-ev.eu). Vorgestellt wurden dabei die wichtigsten Ergebnisse eines von Carmen e. V. durchgeführten Projekts zum »Samudaripe«. Schon der Begriff ist den meisten Menschen hier in Deutschland unbekannt – es handelt sich um die Eigenbezeichnung der Roma für den Massenmord an Angehörigen ihres Volkes, der während des Zweiten Weltkrieges überwiegend im dama-

² www.g-h-h.de/ausstellung/ausstellung-fluechtiges-glueck-1

ligen, seit 1941 von deutschen Truppen besetzten Jugoslawien verübt wurde. Dieser Teilaspekt des Holocaust, gerichtet gegen eine zahlenmäßig verhältnismäßig kleine Ethnie, findet bislang viel zu wenig Beachtung in der öffentlichen Gedenkkultur. Die im Kontext des Projektes erarbeiteten exemplarischen Biographien von aus rassistischen Gründen verfolgten, nicht selten ermordeten Roma sollen zu einem späteren Zeitpunkt auch in Form einer Ausstellung in unserem Haus gezeigt werden.

Die Veranstaltung umfasste eindrucksvolle Redebeiträge, so ein – aus Termingründen per Video übermitteltes – engagiertes Grußwort des Wuppertaler Bundestagsabgeordneten Helge Lindh (SPD). Der Dichter, Schauspieler und Regisseur Nedjo Osman zeigte anhand seiner eigenen Familiengeschichte die bleibenden Spuren des schrecklichen Geschehens bis heute auf. An einer facettenreichen Podiumsdiskussion, geleitet von Peter Rummel, Projektleiter bei Carmen e. V., nahmen neben Nedjo Osman die Essener Landtagsabgeordnete Gönül Eğlence (Fraktion Grüne) und nicht zuletzt Jasar Dzemailowski teil, der als Angehöriger der jüngeren Generation in eindringlicher Weise seine Erfahrungen vermitteln konnte.

Razvan und Alex Bruma sorgten mit ihren Instrumenten Trompete und Klarinette, trotz des bedrückenden Themas der Veranstaltung, für eine stimmungsvolle Umrahmung. Beide Erinnerungsperspektiven sind und bleiben uns wichtig – nicht nur am Holocaust-Gedenktag. ■



Veranstaltung in Rexingen

Bild: Synagogenverein Rexingen



Rückblick auf das erste Halbjahr 2025 – eine Auswahl

Vom 18. November 2024 bis 7. Februar 2025 war im GHH die Wanderausstellung **»HerStories – Auf den Spuren jüdischer Frauen in Europa«** des Jüdischen Museums Galizien in Krakau zu sehen. Diese beleuchtet die facettenreiche europäisch-jüdische Geschichte des 20. Jahrhunderts aus der Perspektive von sieben jüdischen Frauenschicksalen aus Deutschland, Polen, Griechenland, Spanien, Ungarn, der Slowakei und Tschechien.



Bild: Ilona Gonsior/GHH

Es war eine tolle und würdige **Finissage der Ausstellung »Der Warschauer Aufstand 1944«** des Warsaw Rising Museum bei uns am 31. März im GHH. Zahlreiche Gäste waren gekommen, um den Film »Warsaw Uprising« von Jan Komasa zu sehen und noch ein letztes Mal die Ausstellung zu besuchen. Das Interesse an letzterer sowie an den zahlreichen Begleitveranstaltungen war groß: im Zeitraum von Ende Oktober 2024 bis Ende März 2025 nutzen über 5000 Besucherinnen und Besucher, darunter **viele Schulklassen**, die Gelegenheit, die in der Ausstellung lebendig werdende Geschichte des nicht nur für Polen historischen Aufstandes zu erleben.



Am 7. März präsentierten ukrainische Schülerinnen und Schüler des Marie-Curie-Gymnasiums Düsseldorf und der Jakob-Teitel-Akademie im GHH ein multimediales Theater-Poetry-Projekt über Grenzen überwindende Geschwisterlichkeit: **»Freundschaft in Zeiten des Krieges«**.

Unsere eigene deutsch-polnische Wanderausstellung **»Verlorene Dörfer in Masuren«** wurde vom 21. Mai bis 26. Juni in der Zentralbibliothek in Mönchengladbach gezeigt.

Bild von der Bühne: Univ.-Prof. Dr. Christoph Nonn (HHU) und Dr. Sabine Grabowski (GHH) sprechen in der Zentralbibliothek in Mönchengladbach mit Yilmaz Holtz-Ersahin (Fachbereichsleitung Bibliothek & Archiv) über das Projekt, die studentische Forschung und die sozialen Strukturen der masurischen Bevölkerung im Wandel der Zeit.



Bild: Ilona Gonsior/GHH



Bild: Eugenia Stanishevska/GHH

Am 26. März erlebten wir im GHH einen eindrucksvollen Abend mit dem ukrainischen Kriegsreporter und Oscar-prämierten Regisseur Mstyslav Chernov sowie der Europa-abgeordneten Dr. Marie-Agnes Strack-Zimmermann. Chernov sprach über seinen neuen **Film »2000 Meters to Andriivka«** – eine schonungslose und bewegende Dokumentation über das Leben und Überleben an der ukrainischen Front. Im anschließenden Gespräch diskutierte er mit Strack-Zimmermann über die aktuelle Lage in der Ukraine und die zentrale Rolle europäischer Unterstützung.

Bild von der Bühne: (vlnr.) Dr. Marie-Agnes Strack-Zimmermann (MdEP, Vorsitzende des Ausschusses für Sicherheit und Verteidigung (SEDE) im Europäischen Parlament), der ukrainische Kriegsreporter und Regisseur Mstyslav Chernov und Dietmar Schulmeister (Vorsitzender der Deutsch-Ukrainischen Wirtschaftsvereinigung).

Full House am 28. April. Autorin und Journalistin Ira Peter stellte im GHH ihr Buch »Deutsch genug? Warum wir endlich über Russlanddeutsche sprechen müssen« vor.

Bild von der Bühne: Daria Jablonowska von der Friedrich-Naumann-Stiftung für die Freiheit im Gespräch mit Ira Peter.



Bild: Eugenia Stanishevskaja/GHH



»Aufbruch in die Moderne« – ein eindrucksvoller Konzertabend am 9. Mai mit dem Kammermusikensemble Sinfonietta Vivazza im GHH. Werke von Schönberg, Debussy und Martinů trafen auf interessante szenische Vermittlung: Schauspieler Jochen Moser ließ Schönberg lebendig werden und führte durch das Programm. So wurde das Oberthema des Abends, »80 Jahre Ende des Zweiten Weltkriegs«, auf eindringliche Weise musikalisch erfahrbar.



Bild: Eugenia Stanishevskaja/GHH

Am 20. Juni diskutierten Dr. Marie-Agnes Strack-Zimmermann (MdEP, S. E.) und der ukrainische Botschafter in Deutschland, Oleksii Makeiev, im GHH über die Sicherheit Europas. Im Fokus standen die Fragen: **Wie sieht die Zukunft unseres Kontinents aus?** Was würde ein EU-Beitritt der Ukraine für die Europäische Gemeinschaft bedeuten? Welche Chancen würden sich ergeben? Und welche Herausforderungen müssten bewältigt werden?

Bild von der Bühne: (vlnr.) Oleksii Makeiev (Botschafter der Ukraine in Deutschland), Moderatorin Monika Jung-Mounib und Dr. Marie-Agnes Strack-Zimmermann MdEP (Vorsitzende des Unterausschusses für Sicherheit und Verteidigung (SEDE) des Europaparlaments)

Am 19. Februar besuchten Schülerinnen des Kölner Ursulinen-gymnasiums mit ihrer Lehrerin Judith Schoene die **Ausstellung »Flüchtiges Glück – Befreiung aus Theresienstadt«** im GHH. Seit Jahren setzen sich die Schülerinnen im Unterricht mit der Geschichte des Ghettos Theresienstadt auseinander. Unsere Ausstellung, erstellt vom Träger- und Förderverein Ehemalige Synagoge Rexingen, war Anlass für ein gemeinsames Vermittlungsprojekt mit der Pädagogischen Hochschule St. Gallen, dem Tschechischen Generalkonsulat und der Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit in Düsseldorf (CJZ). In den kommenden Monaten werden die Schülerinnen gemeinsam mit uns weitere Recherchen durchführen. **Übrigens:** Die Ausstellung wurde verlängert und ist noch bis zum 27. Februar 2026 im GHH zu sehen.



Bild: Ilona Gonsior/GHH



Bild: Hatler/GHH

Der Auftritt der Sängerinnen und Sänger des **Theatre Gerdan** aus unserer ukrainischen Partnerstadt Czernowitz/Tscherniwzi am Abend des 25. Mai im GHH wird allen, die dabei sein konnten, unvergesslich bleiben.



Bild: Thomas Stelzmann

Die Blockade der Millionenstadt Leningrad (heute Sankt Petersburg) vom 8. September 1941 bis zum 27. Januar 1944 zählt zu den größten Menschheitsverbrechen des Zweiten Weltkriegs. Sie forderte über eine Million zivile Opfer. In diesen 872 Tagen waren die Menschen von allen Versorgungswegen abgeschnitten und dem Hungertod ausgeliefert. Am 19. März fand bei uns im GHH ein **Zeitzeugengespräch** statt. Überlebende dieser Katastrophe, die heute ihr Zuhause in Düsseldorf und Umgebung haben, erzählten 80 Jahre später von ihren Erlebnissen als Kinder in der belagerten Stadt.

Mehr als zwanzig Leute wanderten am 4. Mai mit uns **auf polnischen Spuren durch Düsseldorf**. Dr. Sabine Grabowski (GHH) zeigte der Gruppe, wo die Geschichte der Stadt eng mit polnischen Persönlichkeiten und Ereignissen verknüpft ist.

Bild: Jannete Eggert/GHH

NRW-Schülerwettbewerb »Begegnung mit Osteuropa«

Bundesverdienstorden für langjähriges Mitglied der Pädagogischen Arbeitsgruppe Christel Schrieverhoff

VON SABINE GRABOWSKI

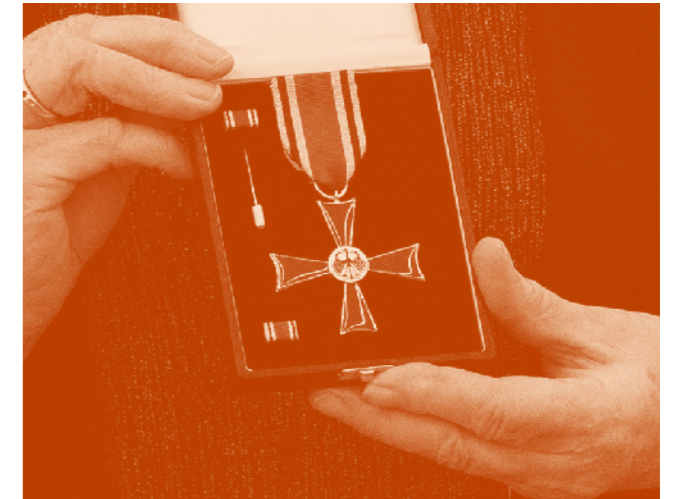
»Es ist eine Auszeichnung nicht nur für mich, sondern auch für den ganzen Wettbewerb!« sagt Christel Schrieverhoff, ehemalige Lehrerin am Albert-Schweitzer-Gymnasium in Marl und langjähriges Mitglied der Pädagogischen Arbeitsgruppe sowie der Jury des NRW-Schülerwettbewerbs »Begegnung mit Osteuropa«. Im Januar 2025 wurde Christel



Schrieverhoff von Ministerpräsident Hendrik Wüst das Verdienstkreuz am Bande des Verdienstordens der Bundesrepublik Deutschland in der NRW-Staatskanzlei ausgehändigt. In seiner Laudatio unterstrich Hendrik Wüst ihr unermüdliches Engagement für die Politische Bildung und für unsere Demokratie.

Christel Schrieverhoff ist seit vielen Jahrzehnten eine leidenschaftliche Streiterin für die Politische Bildung von Schülerinnen und Schülern. Sie setzt sich für europäische Verständigung und demokratische Teilhabe ein und hat dabei besonders den Austausch mit unseren Nachbarn im östlichen Europa im Blick. Beim NRW-Schülerwettbewerb sorgt sie mit ihrer Expertise als Lehrerin für Geschichte, Pädagogik, Sozialwissenschaften und Chemie jedes Jahr für die Entwicklung spannender Projekte. Sie hört genau hin, argumentiert differenziert und behält dabei stets das große Ganze im Blick, ohne die Perspektive der Schülerinnen und Schüler aus den Augen zu verlieren. In ihrer Funktion als Fachleiterin hat sie zudem unzählige junge Lehrkräfte nicht nur fachlich begleitet, sondern auch für ihre Rolle in der Demokratie und Bedeutung des Austausches mit unseren östlichen Nachbarn sensibilisiert. Christel Schrieverhoff engagiert sich außerdem als Jurorin bei »Jugend debattiert«, als Regionalberaterin beim Deutschen Schulpreis und bei »Demokratisch handeln«. Ihr Fokus liegt dabei stets auf der Frage, wie es gelingt, junge Menschen für demokratisches Handeln zu gewinnen und sie zu aktiver Teilhabe zu ermutigen.

Was ihr besonders am Herzen liegt: die europäische Idee lebendig zu machen, über nationale Grenzen hinweg Verständigung zu fördern und das historische Bewusstsein zu schärfen. Besonders eindrucksvoll ist ihr Engagement in der deutsch-israelischen Aussöhnung. Mit viel persönlichem Einsatz hat sie den Schüleraustausch mit Herzliya, Marls israelischer Partnerstadt unterstützt und regelmäßig Veranstaltun-



gen mit der Holocaust-Überlebenden Halina Birenbaum an Schulen in Marl sowie im Kreis Recklinghausen und Münster moderiert – ein unschätzbare Beitrag zur Erinnerungsarbeit. Auch innerhalb der Deutschen Vereinigung für Politische Bildung (DVPB) ist sie auf Landes- und Bundesebene aktiv, beispielsweise bei der Entwicklung von Lehrplänen, bei Gesetzesanhörungen, bei Fachveranstaltungen und nicht zuletzt bei der Fortbildung von Lehrkräften zum Umgang mit Rechtsextremismus.

In ihrer Reaktion macht sie deutlich, dass sie die Auszeichnung auch als Anerkennung für all jene versteht, die sich wie sie mit Herzblut und Überzeugung für Politische Bildung einsetzen: »Das Leben schreibt doch die spannendsten Geschichten! Ich bin immer noch tief gerührt von den vielen Glückwünschen aus meinen verschiedenen Wirkungskreisen, insbesondere von ehemaligen Schülerinnen und Schülern, Referendarinnen und Referendaren, Moderatorinnen und Moderatoren, Arbeitsgruppenmitgliedern, der Bezirksregierung sowie aus meinen weiteren ehrenamtlichen Tätigkeitsbereichen im Bereich der Bundes- und Landes-DVPB, der Europabildung, der Versöhnungsarbeit mit Israel etc. Es war und ist ein großes Geschenk und Glück für mich, so vielen

engagierten Menschen zu begegnen und sich gemeinsam für die Politische Bildung, insbesondere in den Bereichen Demokratie- und Europabildung sowie in der Versöhnungsarbeit, einzusetzen. Sie alle haben einen wichtigen Anteil an der Auszeichnung!«

Ministerpräsident Hendrik Wüst formulierte es in seiner Laudatio treffend: »Sie haben in den Herzen und Köpfen der Menschen, die Ihnen im Laufe der Jahrzehnte begegnet sind, einen festen Platz.«

Dem ist nur hinzuzufügen: Herzlichen Glückwunsch, liebe Christel! Deine Auszeichnung ist eine persönliche Ehre, aber auch ein starkes Zeichen für den Wert politischer Bildung in unserer Gesellschaft und den Austausch mit unseren europäischen Nachbarn. Du hast dir diese Würdigung wirklich verdient! ■

Kurz & Bündig

Der Verdienstorden der Bundesrepublik Deutschland wurde 1951 von Bundespräsident Theodor Heuss gestiftet und seitdem an über 260.000 Bürgerinnen und Bürger von den Bundespräsidenten verliehen. Die Aushändigungen finden üblicherweise durch Ministerpräsidenten der Länder, Landes- oder Bundesminister, Regierungspräsidenten, Landräte, Oberbürgermeister oder Bürgermeister statt. Er ist die einzige allgemeine Verdienstausszeichnung in Deutschland und damit die höchste Anerkennung, die die Bundesrepublik für Verdienste um das Gemeinwohl ausspricht. Der Verdienstorden wird in acht Stufen verliehen. Mit der Verleihung des Verdienstordens ist keine finanzielle Zuwendung verbunden.

Zum 100. Geburtstag von Konrad Grundmann

Am 8. Januar 2025 jährte sich der Geburtstag von Konrad Grundmann zum hundertsten Mal. Aus diesem Anlass erinnern wir an eine Persönlichkeit, die das politische, gesellschaftliche und kulturelle Leben Nordrhein-Westfalens über viele Jahrzehnte hinweg maßgeblich mitgeprägt hat. Sein Einsatz für soziale Gerechtigkeit, seine tiefe Verwurzelung im christlichen Menschenbild sowie sein langjähriges Wirken für das Gerhart-Hauptmann-Haus bleiben unvergessen.

Bereits im Jahr seines Todes wurde Konrad Grundmann von uns mit einem ausführlichen Nachruf gewürdigt, der seinem außergewöhnlichen Lebensweg in besonderer Weise gerecht wurde. Zum 100. Geburtstag veröffentlichen wir diesen Text erneut, als ehrendes Gedenken und bleibende Erinnerung an einen Mann, dessen Wirken weit über seine Lebenszeit hinaus Bedeutung hat.

Nachruf

Vom gelebten Paradoxon der christlichen Politik. In memoriam Konrad Grundmann (1925–2009)

VON WINFRID HALDER

Unsere Heimat aber ist im Himmel.

Phil 3,20

Es ist schwer, sich das Haus ohne ihn vorzustellen, scheint gar unmöglich. Konrad Grundmann hat schon an der Entstehung des damaligen Hauses des Deutschen Ostens in Düsseldorf vor einem halben Jahrhundert wesentlich mitgewirkt, er hat Mitverantwortung getragen für die Umbenennung in Gerhart-Hauptmann-Haus vor inzwischen bald 20 Jahren.¹ Und er hat das Amt des Vorstandsvorsitzenden bis zum Tod behalten. Als letztes in einem an öffentlichen Ämtern und Funktionen wahrhaft reichen Leben. Es ist nicht auf den ersten Blick ersichtlich, was ihn gerade an diese Aufgabe in so besonderer Weise band. Konrad Grundmann wurde in Krefeld geboren und dort ist er gestorben – ein Rheinländer von Geblüt, das war beim ersten Satz, den man von ihm hörte, unverkennbar. Der historische deutsche Osten, Ostmitteleuropa, haben ihm als jungem Mann Stunden beschert, die zu den dunkelsten und schwersten seines Lebens gehört haben dürften: Im Sommer 1944 wurde er bei Brest-Litowsk schwer verwundet, als er als blutjunger Offizier in der Wehrmacht kämpfte, die die Rote Armee nicht mehr aufzuhalten vermochte. Lange Lazarettaufenthalte in Bautzen und Dresden folgten, wo er zum ersten Mal um sein Leben rang; die rechte Schulter war zerschmettert, und der Arm blieb dem 19-Jährigen nur erhalten, weil die aus dem fernen Rheinland herbeigeeilte Mutter den behandelnden Stabsarzt bestürmte, ihren Jungen nicht zum Krüppel zu machen. Zurück blieb ihm gleichwohl eine lebenslange Beschädigung

¹ Anmerkung der Redaktion: Die vom Land Nordrhein-Westfalen getragene Stiftung »Haus des Deutschen Ostens« wurde im Jahr 1992 in »Gerhart-Hauptmann-Haus – Deutsch-Ost-europäisches Forum« umbenannt und trägt diesen Namen somit seit inzwischen 33 Jahren.

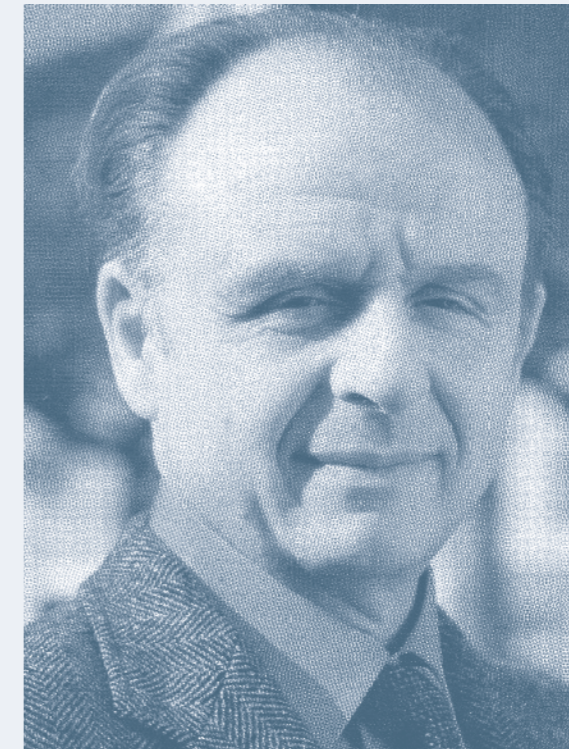
– und eine tiefe Abneigung gegen jegliche Verherrlichung des Militärischen.

Keine gute Erinnerung also für ihn – was band ihn trotzdem an den Osten? Konrad Grundmann hat, als er körperlich gezeichnet aus dem Krieg tief in den Westen heimgekehrt war, nicht resigniert. Er hat vielmehr neben den mühsamen beruflichen Anfängen begonnen, sich politisch zu engagieren, Mitverantwortung zu übernehmen, damit nicht wieder verhängnisvolle Wege eingeschlagen wurden, wie der, welcher die von Grundmann zutiefst verabscheuten Nationalsozialisten an die Schalthebel der Macht gespült hatte. Und wo? Bei der Sozialdemokratie? Das konnte er, wie er einmal erzählte, seinen Eltern, im Besonderen seinem Vater, nicht antun. Der fest im katholischen Glauben verankerte elterliche Arbeiterhaushalt stand in der Tradition der christlichen Gewerkschaftsbewegung. Also CDU, da das Zentrum, der politische Katholizismus der Zeit vor 1933, sich überlebt hatte. Konrad Grundmann wurde 1946 CDU-Mitglied, kaum war die christliche Sammlungspartei aus der Taufe gehoben. Zum gewerkschaftlichen Engagement trat bei Grundmann das aktive politische Bestreben – in den nordrhein-westfälischen Landtag zog der noch nicht Dreißigjährige als Angehöriger der christdemokratischen Fraktion im Sommer 1954 ein. Er hat das Landesparlament erst mehr als drei Jahrzehnte später, im Mai 1985, wieder verlassen. Dazwischen lagen zahlreiche Ämter und Funktionen, darunter Grundmanns Zeit als Vorsitzender des Landesverbandes Rheinland der CDU, als Präsidiumsmitglied der CDU Nordrhein-Westfalen, im Verwaltungsrat des WDR, als Erster Vizepräsident des Landtages und manches mehr. Der rote Faden in Konrad Grundmanns

politischer Tätigkeit war sein Einsatz gegen soziale Benachteiligungen: als Vorsitzender des Sozialausschusses im Landtag und vor allem als nordrhein-westfälischer Minister für Arbeit und Soziales seit Oktober 1959, aber auch als Personalvorstand der Rheinischen Braunkohlewerke AG (seit 1971). Ministerpräsident Franz Meyers (CDU) berief Konrad Grundmann in sein Kabinett, da war er 34 Jahre alt – ein bereits profilierter Sozialpolitiker und zugleich der jüngste Minister in Deutschland. Grundmann leitete das Sozialministerium bis zur Ablösung der Regierung Meyers im Dezember 1966.

Aus dieser Zeit im Besonderen datiert auch der unentwegte Einsatz Grundmanns für die Belange der mehr als 2,4 Millionen Flüchtlinge und Vertriebenen aus dem historischen deutschen Osten, die nach Nordrhein-Westfalen gelangten. Und dies nicht allein, weil die 1957 begründete Stiftung Haus des Deutschen Ostens schlicht organisatorisch in sein Ressort fiel – sondern vielmehr, weil der in seinem Herkommen verwurzelte Rheinländer Grundmann um die Schmerzen des Heimatverlustes der Betroffenen wusste und weil er wusste, dass eine dauerhafte und sozial ausgeglichene Integration der Millionen Entwurzelten über Wohl und Wehe der zweiten deutschen Republik mitentschied. So hat er an der Förderung und Ausgestaltung der Stiftung festgehalten – nach seiner Zeit als Minister als Mitglied (seit 1971) und später Vorsitzender des Kuratoriums (seit 1976) und schließlich seit 1981 als Vorstandsvorsitzender.

Konrad Grundmann war ein stets zupackender Akteur, ein gewiegtter Taktiker, nicht zuletzt ausgestattet mit Machtinstinkt und manchmal hart bandagiertem Durchsetzungsvermögen. Der von ihm selbst geprägte Satz: »Der Abteilung Höflichkeit habe ich nie angehört« war nicht bloß dahin gesagt. Grundmann war nicht immer ein angenehmer Partner, zuweilen schwer erträglich, insbesondere für solche Zeitgenossen, die in die Abteilung Höflichkeit hinein erzogen worden sind. Aber die gelegentliche Ruppigkeit war stets gemildert vom Humor, durch die rheinische Verschmitztheit. Und: Da konnte ganz unvermittelt eine Art altväterlicher Charme aufblitzen, die kaum noch existiert und die wohl imstande war, gerade moderne, selbstbewusste Frauen erst einmal zu irritieren – die aber von den mit Herzensklugheit ausgestatteten Zeitgenossinnen wohl als ganz echt empfunden



und daher vielleicht insgeheim belächelt, vorderhand aber respektiert wurde. Jenseits aller Politik und des öffentlichen Lebens war Konrad Grundmann vor allem eines: gläubiger Christ und Familienvater. Wenn der über 80-Jährige sich an die lange zurückliegenden Momente erinnerte, als er Hand in Hand mit einer oder mehrerer seiner noch kleinen Töchter spazieren gegangen war, so war zu spüren, dass dies die eigentlichen Momente des Glücks in seinem Leben waren – fern der Erfolge, vielleicht auch Triumphe, die er in seinem politischen Leben gefeiert hatte. Und aus der Beständigkeit einer mehr als ein halbes Jahrhundert andauernden, mit vier Kindern gesegneten Ehe und der Beständigkeit des

Glaubens floss auch die Kraft, in den tiefen Tälern des politischen Misserfolgs zu bestehen, die Konrad Grundmann mehr als einmal zu durchschreiten hatte.

Familie und christlicher Glaube, das war der eigentliche Wurzelgrund des Politikers Grundmann. Die oftmals aufgeworfene Schwierigkeit, aus einem Glauben, der naturgemäß auf eine überweltliche Realität zielt, Maximen für eine innerweltliche, politische Ordnung abzuleiten, theoretisch weiterzudenken, war seine Sache nicht. Er lebte das stets auch vom Irrtum bedrohte Paradoxon des Christseins in der Politik. Konrad Grundmann stand in der Nachfolge des politischen Katholizismus. Dieser hat in seiner langen Geschichte manchen schweren Fehler nach rechts gemacht – sein besserer Teil indessen blieb stets dialog- und anbindungsfähig nach links, und zwar in dem Bewusstsein, dass die weltanschaulichen Prämissen verschieden waren und sind, dass aber ein gemeinsames Kernziel existiert: soziale Gerechtigkeit.

Dies war die Voraussetzung dafür, dass Zentrum und Sozialdemokratie einige Jahre vor Konrad Grundmanns Geburt gemeinsam die erste deutsche Demokratie begründet haben. Dies war auch die Voraussetzung dafür, dass CDU und SPD nach dem beispiellosen Absturz der deutschen Geschichte gemeinsam die zweite deutsche Demokratie begründet haben, deren unaufgebbares Credo lautet: Die Würde des Menschen ist unantastbar. Dieser Satz floss auch aus der Tradition der Kolping, Ketteler, Hitze, Wirth, Brauns, Stegerwald und wie sie alle hießen. Konrad Grundmann gehörte zu denen, die ihn mit Leben erfüllt haben. ■



Stiftung Gerhart-Hauptmann-Haus
 Deutsch-osteuropäisches Forum
 Bismarckstr. 90, 40210 Düsseldorf
 0211 16 99 111, sekretariat@g-h-h.de,
 @gerharthauptmannhaus
 Stiftung Gerhart-Hauptmann-Haus

ÖFFNUNGSZEITEN

Bibliothek Mo-Mi 10.00 – 12.30 Uhr und 13.30 – 17.00 Uhr
 Do 10.00 – 12.30 Uhr und 13.30 – 18.30 Uhr

Ausstellungen Mo+Mi 10.00 – 17.00 Uhr
 Di+Do 10.00 – 19.00 Uhr
 Fr 10.00 – 14.00 Uhr
 Sa auf Anfrage, So und Feiertag geschlossen

IMPRESSUM

WOJ 31. Jg. – 1/2025 ISSN 0947-5273

HERAUSGEBER

Stiftung Gerhart-Hauptmann-Haus
 Deutsch-osteuropäisches Forum
 Bismarckstr. 90, 40210 Düsseldorf
 Vorsitzender des Kuratoriums: Reinhard Grätz
 Vorsitzender des Vorstandes: Edgar L. Born
 Chefredakteur: Prof. Dr. Winfrid Halder
 Redaktion: Ilona Gonsior
 Layout: Thomas Bock, VG Bild Kunst
 Herstellung: Freiraumdruck

GEFÖRDERT DURCH

Ministerium für
 Kultur und Wissenschaft
 des Landes Nordrhein-Westfalen



Das Titelbild zeigt einen vergrößerten Ausschnitt der Karte Seite 53, »Die Vertriebenen aus Schlesien in Vierzonendeutschland nach der Volkszählung von 1946«

Sie möchten unser Journal kündigen, Ihre Anschrift hat sich geändert oder einer Ihrer Angehörigen, der Empfänger unseres Journals, ist verstorben? Dann rufen Sie uns bitte an oder schreiben uns eine E-Mail und teilen uns die Änderungen mit. Nur so können wir sicherstellen, dass Sie unser Journal erreicht.

Vielen Dank!

Kontakt: 0211 1699111,
 sekretariat@g-h-h.de

Newsletter abonnieren



Erhalten Sie unseren monatlichen Veranstaltungskalender – kostenlos und direkt in Ihr E-Mail-Postfach.

ABONNENTEN

Damit Sie auch weiterhin das aktuelle West-Ost-Journal zum Versandkostenpreis erhalten, bitten wir Sie, den Jahresbeitrag von 6,50 € zu überweisen. Die Kontoverbindung finden Sie unten auf der Karte.

Ich abonniere das »West-Ost-Journal« zum Preis von 6,50 € jährlich; Kündigungsfrist: 3 Monate vor Jahresende

Vorname Nachname

Straße, Nummer

PLZ, Wohnort

Ich überweise den Jahresbeitrag auf das Konto:
 Stiftung Gerhart-Hauptmann-Haus
 Stadtparkasse Düsseldorf, Betreff: Abo-WOJ
 IBAN: DE 30300501100036005007
 BIC: DUSSEDDXXX

Datum und Unterschrift

Stiftung Gerhart-Hauptmann-Haus
 Deutsch-osteuropäisches Forum
 Bismarckstr. 90
 40210 Düsseldorf

Stiftung Gerhart-Hauptmann-Haus, Bismarckstr. 90, 40210 Düsseldorf, Postvertriebsstück, Entgelt bezahlt